

17
1772

2
24









Die
Kirche Notre-Dame
zu Paris.

Historisch-romantische Erzählung

von

Victor Hugo.

Nach

der vierten französischen Original-Ausgabe übersetzt

von

Theodor Weis.

Erster Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1831.



KONFRIED
UNIVERS.
ZVHALIE

DL 3724



Vorrede des Verfassers.

Es mögen wohl einige Jahre verflossen sein, als der Verfasser beim Besuchen, oder vielmehr Durchsuchen der Kirche Notre-Dame zu Paris in einem dunkeln Versteck des einen der beiden Thürme das auf die Mauer eingegrabene Wort

Α Ν Α Γ Κ Η

fand.

Diese großen griechischen Uncial-Buchstaben, welche vor Alter schwarz geworden und ziemlich tief in die Mauer eingegraben waren, hatten etwas so Eigenthümliches und an die gothische Kalligraphie des Mittelalters Erinnerndes, zugleich war der Sinn derselben so düster und verhängnißvoll, daß der Verfasser lebhaft davon ergriffen wurde.

Er fragte sich, er suchte zu errathen, was das wohl für eine bedrängte Seele gewesen sein könnte, welche die Welt nicht hatte verlassen wollen, ohne dieses Denkzeichen des Verbrechens oder des Unglücks auf der Stirn der alten Kirche zurückzulassen.



Seitdem hat man diese Mauer mit Steinmörtel überstrichen oder abgekrazt, und die Inschrift ist verschwunden. Denn so verfährt man seit fast 200 Jahren mit den wundervollen Kirchen des Mittelalters. Von allen Seiten, von innen so wie von außen, werden sie verstümmelt. Der Priester läßt sie mit Steinmörtel überstreichen, der Baumeister läßt sie abkrazen; dann geräth das Volk darüber und demolirt sie.

So ist außer dem schwachen Andenken, welches der Verfasser dieses Buches ihm widmet, jetzt nichts mehr von dem geheimnißvollen, in den düstern Thurm der Kirche Notre-Dame eingegrabenen Worte übrig, nichts mehr von dem unbekanntem Schicksale, das es auf eine so melancholische Weise bezeichnete. Der Mensch, welcher das Wort auf die Mauer geschrieben hatte, ist schon seit mehren Jahrhunderten aus dem Andenken der Menschen verschwunden, das Wort ist ebenfalls auf der Mauer der Kirche verlöschet, und vielleicht wird auch die Kirche selbst bald von der Erde verschwinden.

Ueber dieses Wort ist vorliegendes Buch geschrieben.

Im März 1831.

Erstes Buch.

I.

Der Saal.

Der Morgen des 6. Januars im Jahre 1482 weckte die Bewohner von Paris mit einem Glockengeläute, welches von allen Thürmen der Cite, der Universität und der Stadt ¹⁾ ertönte.

Jedoch war dies kein Tag, dessen Andenken das Buch der Geschichte erhalten hat. Kein historisch-merkwürdiges Ereigniß setzte an demselben vom frühen Morgen an die Glocken und Bürger von Paris so in Bewegung. Die Veranlassung dazu gab weder ein feindlicher Ueberfall der Picardier oder Burgunder ²⁾, noch ein

¹⁾ Vergleiche die Beschreibung des damal. Paris im 2. Kap. des 3. Buches. (Anm. d. Übers.)

²⁾ Frankreich war im 15. Jahrhundert von häufigen innern Kriegen zerrüttet, welche in der Übermacht der Vasallen und in der Ohnmacht der Könige ihren Grund hatten. Erst Ludwig XI. gelang es nach und nach auf Kosten der übermächtigen Vasallen seine Macht und die Ruhe des Landes wieder herzustellen.



feierlicher Jagd=Aufzug, noch ein Studenten-Tumult im Weingarten von Laas, noch ein Einzug Sr. Majestät des Königs, noch das so anziehende Schauspiel einer Hinrichtung im Pariser Gerichtshofe; auch nicht die im 15ten Jahrhunderte nicht seltene Ankunft irgend einer reich verbrämten, mit Federbüschen geschmückten Gesandtschaft. Erst zwei Tage vorher hatte eine flamländische Gesandtschaft wegen Abschließung des Verlöbnißes zwischen dem Dauphin und der Prinzessin Margarethe von Flandern ihren feierlichen Einzug zu Pferde in Paris gehalten, zum größten Verdrusse des Cardinals von Bourbon, welcher, dem Könige zu gefallen, mit der freundlichsten Miene diese spießbürgerliche Gesellschaft von flamländischen Bürgermeistern in seinem Hôtel de Bourbon bewirthen und sie mit einer geistlichen Farce (*moralité, sottie et farce*) unterhalten mußte, während ein reichlich strömender Regen seine am Thore des Palastes aufgehängenen Tapeten verdarb.

Der 6. Januar, welcher die ganze Bevölkerung von Paris in Bewegung setzte, war ein doppelter Festtag, nämlich der Königstag und das Narrenfest.

An diesem Tage gab es Freudenfeuer auf dem Georgeplaze, Maipflanzung in der Kapelle



von Braques und *Mysterium* ³⁾ im Palaste des Gerichtshofes. Das war unter Trompetenschall am Abend vorher an allen Straßenecken bekannt gemacht durch die Leute des Profosß, welche in ihren Polizeiröcken von violetterfarbenem Kamelott mit großen weißen Kreuzen auf der Brust durch die Stadt zogen.

Das Gedränge der Bürger und Bürgerinnen wogte schon vom frühen Morgen an von allen Seiten nach einem der drei angegebenen Punkte. Ein Jeder hatte Partei genommen: der Eine für das Freudenfeuer, der Andere für den Mai, der Dritte für das *Mysterium*. Zum Ruhme des alten, gesunden Menschenverstandes der schaulustigen Pariser Welt müssen wir aber melden, daß der größte Theil derselben seine Schritte nach dem Freudenfeuer lenkte, welches ganz mit der Jahreszeit harmonirte, oder nach dem *Mysterium*, welches in dem großen, wohlbedeckten und gegen die Kälte geschützten Saale des Palastes dargestellt werden sollte. Was den armen, spärlich grünenden Mai betraf, so waren fast Alle darüber einverstanden, ihn unter

³⁾ *Mysterium* (*mystère*) nebst *moralité*, Benennung der Schauspiele der damaligen Zeit, deren Stoff meistens aus der heiligen Geschichte entlehnt war.



dem kalten Januarshimmel auf dem Kirchhofe der Kapelle von Braque ganz einsam frieren zu lassen.

Das Volk wogte vorzüglich nach den Zugängen des Gerichtspalastes, weil man wußte, daß die stamländischen Gesandten, welche zwei Tage vorher gekommen waren, der Darstellung des Mystariums und der Wahl des Narren-Papstes beiwohnen wollten, welche letztere ebenfalls in dem großen Saale stattfinden sollte.

Es war gerade kein leichtes Unternehmen, an diesem Tage in jenen großen Saal zu gelangen, welcher damals für den größten in der Welt galt. Der Platz vor dem Palaste bot dem Zuschauer von oben herab den Anblick eines Meeres dar, in welches fünf bis sechs Straßen als eben so viele Strommündungen unaufhörlich neue Bogen von Köpfen ergossen. Die Wellen dieser immer zunehmenden Masse brachen sich an den hie und da vorspringenden Häuser-Ecken, wie an Vorgebirgen, in dem unregelmäßigen Becken des Platzes. Im Mittelpunkt der hohen gothischen Fagade des Palastes wogte die große Treppe auf und ab ein Doppelstrom, welcher unter dem Auftritte sich brach und in großen Wellen sich auf die Seitentreppe ergoß, wie eine große Cascade, deren herabstürzende

Wassermassen sich in einen See ergießen. Das Schreien, das Lachen, das Stampfen von mehreren tausend Füßen verursachte einen gewaltigen Lärm, der sich von Zeit zu Zeit verdoppelte; sowie der Strom, welcher die ganze Menschenmasse nach der großen Treppe zu trieb, sich stauete, und wie ein Strudel kreiste, wenn hier ein Häfcher einige Rippenstöße austheilte, oder dort ein Sergeant des Profosß sein Pferd zum Ausschlagen anspornte, um die Ordnung wieder herzustellen.

An den Thüren, in den Fenstern, in den Dachluken wimmelte es von Tausenden jener stillen, rechtlichen Bürger, welche den Palast und das Menschengedränge betrachteten, und nichts mehr verlangten; sowie es noch heut zu Tage Leute genug gibt, welche zufrieden sind, wenn sie nur die Zuschauer von den Zuschauern eines Vorganges abgeben können, und für welche schon eine Mauer, hinter der sich etwas ereignet, eine sehr merkwürdige Sache ist.

Wenn es uns, die wir im Jahr 1831 leben, vergönnt wäre, uns unter diese Pariser des 15. Jahrhunderts zu mischen, und in ihrer Mitte gedrängt, gestoßen und getreten, einzudringen in den ungeheuren Saal des Palastes, welcher am 6. Januar 1482 so eng war, so würde dieses



Schauspiel für uns nicht ohne Reiz sein, und wir würden uns von so alterthümlichen Gegenständen umringt sehen, daß sie uns als ganz neue erscheinen würden.

Wenn es dem Leser recht ist, wollen wir es versuchen, durch Hilfe unserer Einbildungskraft den Eindruck zu schildern, welchen der Eintritt in diesen großen Saal, mitten in dem Schwarme der nach der Sitte jener Zeit gekleideten Menschen auf uns gemacht haben würde.

Beim Eintritt in den Saal betäubt ein verwirrtes Geräusch unsere Ohren, und unsere Augen blendet eine Menge verschiedenartiger Gegenstände. Ueber unserm Haupte wölbt sich eine doppelte gothische Decke, mit hölzernem Getäfel verziert, in Azurblau mit goldenen Blumen ausgemalt. Unter unsern Füßen breitet sich ein mit weißen und schwarzen Marmor-Fliesen schachbrettartig gepflasterter Boden aus. Einige Schritte vor uns erhebt sich ein ungeheurer Pfeiler, dann ein zweiter, ein dritter, in Allem sieben Pfeiler in der Länge des Saales, auf welchen in der Mitte seiner Breite die Bogen des doppelten Gewölbes ruhen. Rings um die ersten Pfeiler stehen Kaufläden mit Glaswaaren und glänzenden Kleinigkeiten reichlich ausgeschmückt; um die drei letzten Bänke von Eichen-



holz, ganz geglättet von den vielen Processirenden und Procuratoren, welche sie schon benutzt haben. Im ganzen Umkreise des Saales zwischen den Thüren und Nischen und zwischen den Pfeilern erblicken wir die unabsehbare Reihe der Bildsäulen aller Könige Frankreichs von Pharamund ⁴⁾ an; die unberühmten, unthätigen mit herabhängenden Armen und zur Erde gesenkten Blicken; die tapfern, durch Schlachten berühmten mit emporgerichtetem Haupte und zum Himmel erhobenen Händen. Aus den hohen gothischen Fenstern strahlen uns tausendfarbige Glasmalereien entgegen; die breiten Ausgänge des Saales sind verwahrt durch kunstreich ausgeschnitte Thüren; — und Alles: Gewölbe, Pfeiler, Mauern, Gesims, Getäfel, Thüren und Bildsäulen — Alles ist von oben bis unten in Blau und Gold ausgemalt ⁵⁾.

⁴⁾ Pharamund, ein alter fabelhafter König der salischen Franken, als mächtiger Krieger in Liebern hochgefeiert, soll ums Jahr 422 n. Chr. regiert haben.

⁵⁾ Dieser alte Gerichtspalast, welcher älter war als der Louvre, und lange Zeit hindurch den französischen Königen zur Residenz gedient hatte, brannte im Jahre 1618 bis auf den Grund nieder. Wahrscheinlich war diese Feuerbrunst auf Anstiften solcher Personen angelegt, welche in die Ermordung Heinrichs IV. durch Ravaillac verwickelt waren, da in der Kanzlei des Palastes die darauf bezüglichen Acten aufbewahrt wurden.



Setzt denke man sich diesen ungeheuren Saal in Gestalt eines Rechtecks, erhellt von dem bleichen Lichte eines Januar-Tages, gedrängt voll von einer lärmenden Menge, und man wird schon einen Total-Eindruck von dem Gemälde haben, dessen einzelne Merkwürdigkeiten wir genauer darstellen wollen.

An dem einen Endpunkte dieses gigantischen Saales befand sich die berühmte Marmortafel aus einem Stücke, welche, wie die alten Lagerbücher angeben, so lang, so breit und so dick war, als man sie noch nirgends gesehen hatte; an dem andern Ende die Kapelle, in der Ludwig XI. sich kniend vor der heil. Jungfrau hatte darstellen, und wohin er, unbekümmert darum, daß zwei Nischen in der Reihe der königlichen Standbilder leer würden, die beiden Statuen Karls des Großen und des heil. Ludwig hatte setzen lassen, weil er glaubte, daß Beide als Könige von Frankreich im Himmel in großem Ansehen ständen. Diese noch neue, kaum vor sechs Jahren gebaute Kapelle war ganz in dem reizenden Geschmacke jener lieblichen Baukunst ausgeführt, welche das Ende der gothischen Periode auszeichnet, und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in den zauberischen Phantasie-Spielen der Periode der wieder aufblühenden

Künste und Wissenschaften fortbauert. Die über dem Portale durchgebrochene Einsehröse war ganz besonders ein Meisterstück der Zartheit und Anmuth; man hätte sie füglich einen mit Spitzen besetzten Stern nennen können.

Mitten im Saale, der großen Thür gegenüber, war eine Erhöhung, mit Gold-Brokat bedeckt, errichtet und an die Mauer gelehnt. Auf derselben war vermittelst eines Fensters, welches nach einem geheimen Gange des sogenannten goldenen Zimmers ging, ein besonderer Eingang angebracht für die flamländischen Gesandten und für die übrigen bedeutenden Personen, welche zur Darstellung des Mystariums eingeladen waren.

Diese sollte, dem Gebrauche gemäß, auf der Marmortafel stattfinden. Schon am Morgen war sie zu diesem Zwecke zurecht gemacht; ihre reiche Marmorplatte, von den Versen der Gerichtschreiber (Bozoe) ganz bekrizelt, unterstützte ein ziemlich hohes gezimmertes Gerüst, dessen obere Fläche, vom ganzen Saale aus sichtbar, zum Theater dienen sollte, während das durch Tapeten bedeckte Innere den im Stücke auftretenden Personen zum Ankleidezimmer diente. Eine Leiter, welche von außen ganz offenherzig angebracht war, sollte die Verbindung zwischen

der Scene und dem Ankleidezimmer unterhalten und von den auf-, wie von den abtretenden Personen benutzt werden. Da gab es keinen Deus ex machina, keine Katastrophe, keinen Theaterstreich, der nicht genöthigt gewesen wäre, auf dieser Leiter hinaufzusteigen. O der unschuldigen und ehrwürdigen Kindheit der Kunst und des Maschinenwesens!

Vier Gerichtsdiener des Palast-Amtmanns, die gewöhnlichen Schirmbögte aller Volksbelustigungen sowohl an den Festtagen, als an den Tagen der Hinrichtung, standen an den vier Ecken der Marmortafel.

Erst beim zwölften Schlage der Mittagsstunde nach der großen Uhr des Palastes sollte das Stück seinen Anfang nehmen. Das war freilich ziemlich spät für eine theatralische Vorstellung; aber man hatte sich in der Zeit nach den Herren Gesandten richten müssen.

Nun wartete die ganze Menge schon seit dem frühen Morgen. Eine ziemlich große Anzahl dieser neugierigen Bürger hatte schon vom Anbruche des Tages an vor der großen Treppe des Palastes in der Kälte gestanden; ja Einige versicherten, daß sie die ganze Nacht der großen Pforte gegenüber zugebracht hätten, um ja zuerst in den Saal zu kommen. Das Gedränge



nahm in jedem Augenblicke zu, und wie ein Gewässer, das über sein Bett hinaustritt, fing es an längs der Mauern in die Höhe zu steigen, rings um die Pfeiler anzuschwellen, über das Getäfel, über die Karniese, über die Fensterstützen, über alle Vorsprünge der Architectur und alle erhabene Bildhauerarbeit hinauszutreten. Dazu kam die Ungeduld, die Langeweile, die Zügellosigkeit eines Narrenfestes, die Streitigkeiten, welche in jedem Augenblicke bald wegen eines spitzen Ellenbogens, bald wegen eines mit Eisen beschlagenen Schuhs ausbrachen, die Ermüdung eines langen Wartens. Alles dieses gab schon vor der Stunde, in welcher die Gesandten ankommen sollten, dem Geschrei dieses eingeschlossenen, eingepreßten, getretenen und erstickenden Volkes einen scharfen und bitteren Ton. Man hörte nur Klagen und Verwünschungen gegen die Flamländer, gegen den Profosß der Kaufleute, den Cardinal von Bourbon, den Amtmann des Palastes, gegen Margarethe von Oesterreich, gegen die Gerichtsdienner, gegen die Kälte und Hitze, gegen den Bischof von Paris, gegen den Narrenpapst, gegen die Pfeiler, die Statuen, gegen diese verschlossene Thür und jenes offen stehende Fenster; und alles dies zum größten Vergnügen für die Schüler- und Be-

diententrupps, welche unter der Volksmasse zerstreut waren, und dieser Unzufriedenheit ihre böshafte Neckereien beimischten, und so gleichsam die allgemeyne üble Laune mit Nadelstichen prickelten.

Unter andern hatte eine Gruppe dieser lustigen Teufel das Glas eines Fensters eingestoßen und sich dreist auf das Gesims gesetzt, von wo sie ihre Blicke und ihre Spöttereien ein ums andere bald nach innen, bald nach außen umher sandten. An ihren nachlässigen Gesticulationen, an ihrem oft ausbrechenden Gelächter, an den plumphen Scherzen, welche sie von einem Ende des Saals bis zum andern mit ihren Cameraden wechselten, konnte man leicht erkennen, daß diese jungen Leute nicht die Langweile und Ermüdung der übrigen Anwesenden theilten, sondern daß sie, zu ihrem besondern Vergnügen, an demjenigen, was vor ihren Augen vorging, ein Schauspiel genossen, welches sie das andere geduldig erwarten ließ.

»Auf meine Seele, Ihr seid's Joannes Frollo de Molendino!« rief Einer von ihnen einem jungen blonden Teufel von hübschem aber böshaftem Ansehen zu, der sich auf die Kanten eines Kapitals gekauert hatte; »Ihr heißt mit Recht Johann von der Mühle (du Moulin)

denn Eure beiden Arme und Beine sehen ganz aus wie vier Windmühlensflügel. — Wie lange seid Ihr schon hier?»

»Durch des Teufels Gnade,« antwortete Johannes Frollo, »sind es schon mehr als vier Stunden; und ich hoffe mit Grund, daß sie mir dereinst am Fegeseuer abgerechnet werden. Ich habe die acht Sänger des Königs von Sicilien den ersten Vers des Hoch-Amts um sieben Uhr in der heiligen Kapelle anstimmen hören.«

»Schöne Sänger!« versetzte der Andere, »Sänger, die eine weit spitzigere Stimme haben, als ihre Mühe es ist! Ehe der König dem heiligen Johannes eine Messe gründete, hätte er sich erst erkundigen müssen, ob der heilige Johannes den lateinischen Psalmgesang mit provengalischem Accent liebt.«

»Bloß um diese verdammten Sänger des Königs von Sicilien anzubringen, hat er es gethan!« rief ärgerlich ein altes Weib aus dem Gedränge unter dem Fenster. »Ich bitt' Euch! tausend Pariser Pfund für eine Messe, und oben-drein noch die Seefisch-Pacht der Hallen von Paris!«

»Ruhig! Alte,« versetzte ein großer, wohlbelebter Mann, welcher an der Seite des Fischweibes sich die Nase zubielt; »eine Messe mußte

wohl gestiftet werden. Wolltet Ihr etwa, daß der König wieder krank würde?»

»Brav gesprochen, Herr Gilles Lecornu⁶⁾, Meister Hofkürschner!« rief der kleine am Kapitale hängende Schüler.

Das Gelächter aller Schüler brach aus über den ominösen Namen des Hofkürschnermeisters.

»Lecornu! Gilles Lecornu!« riefen Einige.

»Cornutus et hirsutus,« warf ein Anderer dazwischen.

»Nun,« fuhr der kleine Dämon auf seinem Kapitale fort, »was haben Sie zu lachen? Ein ehrenwerther Mann der Gilles Lecornu, Bruder des Meisters Johann Lecornu, des Profosß im königlichen Palaste, Sohn vom Meister Mahiet Lecornu, erstem Waldhüter im Walde von Vincennes, alle Bürger von Paris, alle verheirathet vom Vater an bis zu den Söhnen.«

Die Ausgelassenheit verdoppelte sich. Der dicke Kürschner bemühte sich, ohne ein Wort zu antworten, den von allen Seiten auf ihn gehetzten Blicken sich zu entziehen; aber vergebens; gleich einem Keil, der ins Holz getrieben wird, dienten alle seine Anstrengungen nur dazu, sein vor Aerger und Zorn rothes breites Gesicht zwi-

⁶⁾ Lecornu, der Gehörnte (Sahnrei).

sehen die Schultern seiner Nachbarn noch fester einzupressen.

Endlich kam ihm Einer von diesen, kurz, dick und ansehnlich, wie er, zu Hülfe.

»Es ist eine Schande, daß Schüler so mit einem Bürger verfahren! Zu meiner Zeit hätte man sie erst mit Ruthen gepeitscht und dann verbrannt.«

Die ganze Bande brach nun los.

»Holla! wer pfeift dieses Stück? wer ist diese Nachteule?«

»Warte, ich erkenne ihn,« sagte Einer; »es ist Meister Andry Musnier.«

»Es ist einer von den vier beeidigten Universitäts-Buchhändlern,« sagte ein Anderer.

»Alles ist vierfach in dieser Bude,« rief ein Dritter: »vier Nationen, vier Facultäten, vier Feste, vier Procuratoren, vier Wahlmänner, vier Buchhändler.«

»Gut!« versetzte Johann Frollo, »wir müssen ihnen auch den Teufel vervierfachen.«

»Musnier, wir verbrennen Deine Bücher.«

»Musnier, wir prügeln Deinen Bedienten.«

»Musnier, wir zerdrücken Deine Frau.«

Die schöne dicke Dame Dударde.

Welche so frisch und so lustig ist, als ob sie schon Witwe wäre.«

»Hole Euch der Teufel!« erwiderte Meister Andry Musnier.

»Meister Andry,« rief Johann, immer noch an seinem Kapitale hängend, »schweige, oder ich falle Dir auf den Kopf.«

Meister Andry blickte empor, schien einen Augenblick die Höhe des Pfeilers, die Schwere des Burschen zu messen, multiplicirte in Gedanken diese Schwere mit dem Quadrate der Geschwindigkeit, und schwieg.

Johann, Meister vom Schlachtfelde, fuhr triumphirend fort:

»Ja, das werde ich thun, obgleich mein Bruder Archidiaconus ist!«

»Schöne Leute, die Herren der Universität! nicht einmal an einem Tage, wie dem heutigen, unsere Privilegien zu achten! In der Stadt gibt's Mai und Freudenfeuer; in der Cité Mysterium, Narrenpapsi und flamländische Gesandten, und in der Universität — Nichts!«

»Und doch ist der Maubertsplatz groß genug,« sagte einer von den in der Fenstertafel campirenden Studenten.

»Nieder mit dem Rector, den Wahlmännern und Procuratoren!« rief Johannes.

»Diesen Abend muß man im Champ-Gaillard ein Freudenfeuer anzünden,« fuhr jener

fort, »von den Büchern des Meisters Andry.«
 »Und von den Pulten der Schreiber!« sagte
 sein Nachbar.

»Und den Stöcken der Pedelle! — Von
 den Spucknapfen der Dechanten! — Und von
 den Actenschranken der Procuratoren! — Und
 von den Kasten der Wahlmänner! — Und von
 den Fußschemeln des Rectors!« —

»Nieder!« rief der kleine Johann eintönig
 nach, »nieder mit Meister Andry, mit den Pe-
 dellern und Schreibern; den Theologen, Medici-
 nern und Decretisten⁷⁾; nieder mit den Pro-
 curatoren, Wahlmännern und dem Rector!«

»Das ist wahrlich das Ende der Welt!«
 murmelte Meister Andry, indem er sich die Oh-
 ren verstopfte.

»Ei, der Rector! Seht, da geht er gerade
 über den Platz,« rief Einer von denen im Fen-
 ster.

Alles drehte sich nach dem Platze.

»Ist es wirklich unser ehrwürdiger Rector,
 Meister Tibaut?« fragte Johann Frollo du Mou-
 lin, der an einem Pfeiler im Innern schwebend
 nicht sehen konnte, was draußen vorging.

⁷⁾ Decretisten heißen die Lehrer des Kirchenrechts, weil
 sie über die Decrete des Gratian lasen.



»Ja, ja,« antworteten die Uebrigen; »er ist's; es ist Meister Thibaut.«

Es war in der That der Rector und alle Würdenträger der Universität, welche in Procession der Gesandtschaft entgegen gingen, und in diesem Augenblicke über den Platz des Palastes zogen. Die beim Fenster versammelten Schüler empfingen die Vorüberziehenden mit Spöttereien und ironischem Beifallsgeschrei. Der Rector, welcher an der Spitze seines Zuges voranging, erhielt die erste Ladung; sie war stark.

»Guten Tag, Herr Rector! Holla! Guten Tag!«

»Wie fängt er's an, um hier zu sein, der alte Spieler? Da hat er also seine Würfel im Stich gelassen!«

»Wie er auf seinem Maulesel trabt! der hat kürzere Ohren als er.«

»Holla he! Guten Tag, Herr Rector Thibaut! Tybalde aleator! alter Schwächling, alter Spieler!«

»Gott grüß Euch! Habt Ihr diese Nacht oft den Pasch von sechs geworfen?«

»D seht einmal die hinfällige, bleifarbigte, durch Spiel und Würfel gedrückte Gestalt!«

»Wo geht Ihr jetzt hin, Thibaut, Tybalde ad dados, indem Ihr der Universität den Rücken zuwendet und nach der Stadt trabt?«

»Er will wahrscheinlich in der Straße Thibautodé ⁸⁾ eine Wohnung suchen,« rief Johann von Moulin.

Die ganze Bande wiederholte den plumpen Wit mit einer Donnerstimme und wüthendem Händeklatschen.

»Ihr wollt Euch in der Straße Thibautodé eine Wohnung suchen? nicht wahr, Herr Rector, Ihr Partner des Teufels?«

Dann traf die Reihe die übrigen Würden-träger.

»Nieder mit den Pedellen! Nieder mit den Stabträgern!«

»Sag' doch einmal, Robin Pouffepain, wer ist denn das da?«

»Das ist Gilbert von Guilly, Gilbertus de Soliaco, der Kanzler des Collegiums von Lutun.«

»Warte, da ist mein Schuh; Du sitzt bequemer, als ich; wirf ihn ihm an den Hals.«

»Saturnalitas mittimus ecce nuces« ⁹⁾.

»Nieder mit den sechs Theologen in ihren weißen Chorhemden!«

⁸⁾ Ein unübersehbares Wortspiel; Thibaut aux dés, Anspielung auf die Spielsucht des Rectors.

⁹⁾ Anspielung auf die Saturnalien der Römer, bei welchen eben so wie bei dem römischen Carneval Foppereien aller Art erlaubt waren.



»Das sind die Theologen? Ich dachte, es wären die sechs weißen Gänse, welche von der heiligen Genoveva der Stadt für das Lehn von Roogny gegeben werden.«

»Nieder mit den Medicinern.«

»Nieder mit den Cardinal- und Quodlibetar-Disputationen!«

»Da werfe ich Dir meine Müze an den Kopf, Kanzler von St. Genoveva! Du hast mir Unrecht gethan.«

»Das ist wahr; er hat meinen Platz in der Nation (Landsmannschaft) der Normandie dem kleinen Uscanio Falzaspada gegeben, welcher doch zur Provinz Boneges gehört, da er ein Italiener ist.«

»Das ist eine Ungerechtigkeit,« sagten alle Schüler. »Nieder mit dem Kanzler der heiligen Genoveva!«

»Hoheh! Meister Joachim von Ladehors! Hoheh! Ludwig Dahuille! Lambert Doctement!«

»Hole der Teufel den Procurator der deutschen Landsmannschaft!«

»Und die Kaplane der heiligen Kapelle, mit ihren grauen Pelzmänteln, cum turicis grisis! — Seu de pellibus grisis furratis!«

»Holla! die Meister in den sieben freien

Künsten! Alle die Schwarz- und Rothkappen!«

»Die machen im Zuge einen schönen Schluß.«

»Man sollte den Rector für einen Dogen von Venedig halten, der sich mit dem Meere vermählen will.«

»Sag doch: Johann! die Canonici der heiligen Genoveva?«

»Zum Teufel mit dem Canonicat!«

»Abt Claude Choart! Doctor Claude Choart! Sucht ihr Marie-la-Giffarde?«

»Sie wohnt in der Straße Glatigny« ¹⁰⁾.

»Sie macht dem Gaunerkönig das Bett.«

»Sie zahlt ihre vier Heller, quatuor denarios. — Aut unum bombum.«

»Soll sie Euch an der Nase bezahlt machen?«

»Cameraden! Meister Simon Sanguin, der Wahlmann der Picardie, welcher seine Frau hinter sich hat!«

»Post equitem sedet atra cura. — Nur dreißt, Meister Simon!«

»Guten Tag, Herr Wähler! — Gute Nacht, Frau Wählerin!«

»Was sind die glücklich, daß sie Alles sehen können,« seufzte Johannes de Molendino, im-

10) Eine übelberückigte Straße in Paris.

mer noch auf dem Blätterwerk seines Kapitals hockend.

Unterdessen bog sich der beeitigte Buchhändler der Univerfirät, Meister Andry Musnier, nach dem Ohre des königlichen Hoffürschners, Meisters Gilles Lecornu, hin.

»Ich sage es Euch, mein Herr: das ist das Ende der Welt. Man hat noch nie solche Zügellosigkeit der Schuljugend gesehen; das sind die verdamnten Erfindungen des Jahrhunderts, welche Alles zu Grunde richten; die Artillerie, die Feldschlangen, die Bombarden, und vor Allem die Buchdruckerei, diese zweite Pest Deutschlands. Keine Manuscripte, keine Bücher mehr! Die Buchdruckerei vernichtet den Buchhandel. Das Ende der Welt ist nahe.«

»Ja ich merke es auch wohl an dem Ueberhandnehmen der Sammetstoffe,« sagte der Pelzhändler.

In diesem Augenblick schlug es zwölf Uhr.

»Ha!« . . . sagte der ganze Haufen, wie mit einem Munde.

Die Schüler schwiegen. Nun entstand eine große Verwirrung, eine Bewegung der Füße und Köpfe; ein allgemeines Geräusch von Husten und Schnupftüchern; ein Jeder stellte sich in Ordnung, richtete sich in die Höhe. Darauf

großes Stillschweigen, alle Häße blieben ausge-
 rekt, alle Mäuler offen, alle Blicke auf die
 Marmortafel gerichtet — nichts ließ sich dort
 sehen. Die vier Gerichtsdienner des Amtmanns
 standen immer noch da steif und unbeweglich
 wie vier gemalte Standbilder. Alle Augen dreh-
 ten sich nach der für die flamländischen Gesand-
 ten eingerichteten Estrade. Die Thür blieb ver-
 schlossen, und die Estrade leer. Die Menschen-
 masse erwartete nun schon seit dem Morgen drei
 Dinge: die Mittagsstunde, die flandrische Ge-
 sandtschaft, und das Mysterium. Die Mittags-
 stunde allein war erschienen.

Das war zu viel. Man wartete eine,
 zwei, drei, fünf Minuten, eine Viertelstunde:
 Nichts kam. Die Estrade blieb leer, das Thea-
 ter stumm. Während dem folgte der Ungeduld
 der Zorn auf dem Fuße nach. Bittere Worte
 flogen umher, freilich noch mit leisen Stimmen.
 Das Mysterium murmelte man dumpf. Die
 Köpfe erhitzten sich. Ein Ungewitter, das jedoch
 erst grummelte, schwamm auf der Oberfläche
 dieser Menge. Es war Johann Moulin, wel-
 cher ihm den ersten Funken entlockte.

»Das Mysterium; zum Teufel mit den
 Flamländern!« rief er aus allen Leibeskräften,

indem er sich wie eine Schlange um sein Kapital wand.

Die Menge klatschte in die Hände.

»Das Mysterium,« wiederholte sie, »und mit Flandern zu allen Teufeln!«

»Wir müssen das Mysterium auf der Stelle haben,« versetzte der Schüler, »oder ich schlage vor, den Amtmann des Palastes aufzuhängen, daß er uns statt des Schau- und Lustspiels ergötze.«

»Wohlgesprochen,« rief das Volk; »und wir wollen sogleich bei seinen Gerichtsbedienern anfangen.«

Ein rauschender Beifall erfolgte. Die vier armen Teufel fingen an zu erblasen und sich gegenseitig anzusehen; die Menge brach gegen sie los, und sie sahen schon das schwache hölzerne Geländer, welches sie von derselben trennte, nachgeben und unter dem Drucke der Masse niederstürzen.

Der Augenblick war kritisch.

»Angegriffen!« rief man von allen Seiten.

In diesem Augenblicke erhob sich die Tapete des Ankleidezimmers, welches wir oben beschrieben haben, und es kam eine Person heraus, deren bloßer Anblick die Menge zum Stehen brachte,

und wie mit einem Zauberschlage ihren Zorn in Neugier verwandelte.

»Still! Still!«

Die Person, welche sehr bestürzt zu sein schien, und am ganzen Leibe zitterte, schritt bis an den Rand der Marmortafel vor unter beständigen Verbeugungen, welche, je näher sie kam, desto tiefer wurden.

Unterdessen war die Ruhe fast ganz wiederhergestellt, bis auf jenes leichte Getöse, welches immer von einer schweigenden Menschenmenge gehört wird.

»Meine Herren Bürger,« sagte sie, »und meine Frau Bürgerinnen, wir sollen die Ehre haben, vor seiner Eminenz dem Herrn Cardinal ein sehr schönes Schauspiel zu declamiren und darzustellen, unter dem Titel: »Das gute Urtheil der Jungfrau Marie.« Ich gebe den Jupiter. Seine Eminenz begleitet in diesem Augenblicke die sehr ehrenwerthe Gesandtschaft des Herzogs von Oestreich, welche in diesem Augenblicke noch an der Pforte Baudets durch die Anrede des Herrn Rectors der Universität zurückgehalten wird. Sobald Se. Eminenz der Herr Cardinal ankommt, werden wir anfangen.«

Das Costum des Herrn Jupiter war sehr schön, und trug nicht wenig dazu bei, die Menge

zu beruhigen, indem es die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Er war bekleidet mit einem Panzer von schwarzem Sammet mit goldenen Nägeln; sein Kopf war bedeckt mit einem Helm, der mit silbernen, vergoldeten Knöpfen besetzt war; und ohne den rothen, starken Bart, welcher die Hälfte seines Gesichts verbarg, ohne die Rolle vergoldeter Pappe, welche reichlich mit Riemen und Rauschgold versehen war, und in welcher geübte Augen leicht den Donnerkeil erkannten, — ohne seine fleischfarbenen, nach griechischer Sitte bebundenen Füße, hätte er, wegen der Steifheit seiner Haltung, leicht mit einem brittischen Bogenschützen vom Corps des Herrn von Berry die Vergleichung aushalten können.

II.

Peter Gringoire.

Jeboch verschwanden die durch sein Costum erregte Zufriedenheit und Bewunderung bei seinen Worten; und als er an den unglücklichen Schluß kam: »Sobald Seine Eminenz, der Herr Cardinal, ankommt, werden wir anfangen,« verlor sich seine Stimme in einem donnernden Hohngeschrei.

»Fangt sogleich an! das Mysterium! das

Mysterium sogleich!« schrie das Volk. Und man hörte vor allen die Stimme des Johannes de Molendino, welche den Lärm durchdrang, wie die Pfeife bei einem Polterabendgeschrei in Nimes. »Fangt sofort an!« kreischte der Schüler.

»Nieder mit Jupiter und dem Cardinal von Bourbon!« riefen Robin Voussépain und die übrigen im Fenster hockenden Studenten.

Der arme Jupiter, verwirrt und bestürzt, und unter seiner Schminke verbleichend, ließ seinen Donnerkeil zur Erde fallen, nahm seinen Helm in die Hand, dann grüßte er zitternd und stotternd: — »Seine Eminenz . . . die Gesandten . . . Madame Margarethe von Flandern . . .« Er wußte nicht was er sagen sollte, denn er fürchtete gehangen zu werden.

Gehangen vom Pöbel, wenn er wartete, gehangen vom Cardinal, wenn er nicht wartete, sah er zu beiden Seiten nur einen Abgrund vor sich, d. h. den Galgen.

Glücklicherweise trat Jemand auf, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen und die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen.

Ein Mensch, welcher sich diesseits des Geländers befand, in dem rings um die Marmortafel frei gelassenen Raume, und welchen bis jetzt Niemand bemerkt hatte, so sehr war seine

lange und bürre Figur durch den Durchmesser des Pfeilers, an welchem er lehnte, vor jedem Auge verborgen gewesen; dieser große, magere, bleiche, blonde, noch junge Mensch, obgleich schon an der Stirn und auf den Wangen gefurcht, mit glänzenden Augen und einem lächelnden Munde, gekleidet in schwarze, vom Alter abgenutzte und glänzende Sarsche, näherte sich der Marmortafel und gab dem armen Delinquenten ein Zeichen. Aber dieser sah in seiner Bestürzung nichts.

Der Neuaufgetretene that einen Schritt weiter und sagte: »Jupiter! Lieber Jupiter.«

Der Andere hörte noch nichts.

Endlich schrie der große Blonde ungeduldig ihm fast ins Ohr: »Michel Giborne!«

»Wer ruft mich?« sagte Jupiter wie aus dem Schlafe erwachend.

»Sch!« antwortete die schwarz gekleidete Person.

»Ach!« sagte Jupiter.

»Fangt sogleich an,« fuhr jener fort. »Stellt das Volk zufrieden. Ich übernehme es, den Herrn Amtmann zu besänftigen, und dieser wird den Herrn Cardinal besänftigen.«

Jupiter schöpfte wieder Athem.

»Meine Herren Bürger,« schrie er mit aller

Kraft seiner Lunge dem Hausen zu, welcher fortfuhr, ihn zu verhöhnen: »wir werden sofort anfangen.«

»Evoe, Jupiter! Plaudite, cives!« riefen die Schüler.

»Weihnacht! Weihnacht!« schrie das Volk.

Es erfolgte ein betäubendes Händeklatschen, und Jupiter war schon in sein Versteck zurückgegangen, als der Saal vom Beifallsgeschrei noch erbebte.

Unterdessen war der Unbekannte, welcher auf eine so magische Weise den Sturm in gutes Wetter verwandelt hatte, wieder bescheiden in das Halbdunkel seines Pfeilers zurückgegangen, und würde dort unsichtbar, unbeweglich und stumm, wie vorher, geblieben sein, wenn er nicht durch zwei junge Frauenzimmer aus seinem Versteck gelockt wäre, welche, im ersten Range der Zuschauer stehend, seine Unterredung mit Michel Giborne bemerkt hatten.

»Meister!« sagte die eine derselben zu ihm, indem sie ihm ein Zeichen gab, sich ihr zu nähern. —

»Schweig doch, liebe Lienarde,« sagte ihre hübsche, frische und in ihrem Sonntagsstaate ganz stattlich aussehende Nachbarin. »Es ist kein

Geistlicher, sondern ein Weltlicher; und da darf man nicht Meister, sondern man muß Herr sagen.«

»Mein Herr!« sagte Lienarde.

Der Unbekannte näherte sich dem Geländer.

»Was wollt Ihr von mir, meine Damen?« fragte er voll Eifer.

»Nichts,« sagte Lienarde ganz beschämt.
»Meine Nachbarin, Gisquette = la = Gencienne, wollte Euch gern sprechen.«

»Nein,« versetzte Gisquette erröthend; »Lienarde hat Euch mit Meister angerebet, und ich habe ihr gesagt, daß sie Herr sagen mußte.«

Die beiden jungen Mädchen schlugen die Augen nieder. Jener, der gern ein Gespräch anknüpfen wollte, betrachtete sie lächelnd.

»Ihr habt mir also nichts zu sagen, meine Damen?«

»N gar nichts,« antwortete Gisquette.

»Nichts,« fügte Lienarde hinzu.

Der große, junge, blonde Mann trat einen Schritt zurück; aber die beiden Neugierigen hatten nicht Lust, ihn so wohlfeilen Kaufs fahren zu lassen.

»Mein Herr,« sagte Gisquette lebhaft mit dem Ungestüm einer Schleuse, welche sich aufthut,
»Ihr kennt also den Soldaten, welcher die Rolle

der heiligen Jungfrau in dem Mysterium spielen wird?«

»Ihr meint die Rolle Jupiters?« versetzte der Unbekannte.

»Ja!« sagte Lienarde, »wie dumm ist sie! Ihr kennt also Jupiter?«

»Michel Giborne? Ja, Madame.«

»Er hat einen prachtvollen Bart!« sagte Lienarde.

»Wird das hübsch sein, was sie da oben sagen werden?« fragte Gisquette schüchtern.

»Sehr schön, Mademoiselle,« antwortete der Namenlose, ohne Zaudern.

»Was wird es denn sein?« sagte Lienarde.

»Das schöne Urtheil der heiligen Jungfrau, eine Moralité, wenn's Euch beliebt, Mademoiselle.«

»Ach! das ist etwas Anderes,« versetzte Lienarde.

Ein kurzes Stillschweigen folgte. Der Unbekannte unterbrach es:

»Es ist ein ganz neues Stück, und noch gar nicht gegeben.«

»Es ist also nicht dasjenige,« sagte Gisquette, welches man vor zwei Jahren beim Einzuge des Herrn Legaten gab, in welchem so viele hübsche Mädchen Rollen hatten . . .«

»Als Syrenen,« ergänzte Lienarde.

»Und ganz nackt,« fügte der junge Mann hinzu.

Lienarde schlug verschämt die Augen nieder. Gisquette sah sie an, und machte es eben so. Er fuhr lächelnd fort:

»Das war recht hübsch zu sehen. Heute ist es ein Stück, das ausdrücklich für die gnädige Prinzessin von Flandern gedichtet ist.«

»Wird man Schäferarien singen?« fragte Gisquette.

»Ei bewahre, in einem moralischen Stücke! Man darf die Gattungen nicht unter einander werfen. Wenn es ein Possenspiel wäre, ei ja wohl.«

»Das ist Schade,« warf Gisquette ein. »An jenem Tage waren bei der Fontaine von Ponceau wilde Männer und Frauen, welche mit einander kämpften, und mehre Gruppen aufführten, indem sie Arien und Schäferlieder sangen.«

»Was für einen Legaten paßt,« sagte ziemlich trocken der Unbekannte, »das paßt nicht auch für eine Prinzessin.«

»Und nahe bei ihnen spielten mehre Instrumente prächtige Melodien,« sagte Lienarde.

»Und um die Vorübergehenden zu erfreu-

schen,« fuhr Giszquette fort, »spie die Fontaine aus drei verschiedenen Mündungen Wein, Milch und Gewürzwein aus, von welchen ein Feder, der Lust hatte, trinken konnte.«

»Und ein wenig unterhalb von Ponceau,« fügte Lienarde hinzu, »bei der Trinität, wurde eine Passion von stummen Personen aufgeführt.«

»Wo mir recht ist!« rief Giszquette: »Gott am Kreuze, und die beiden Schächer zur Rechten und zur Linken.«

Seht, singen die beiden Mädchen, ganz in Eifer bei der Erinnerung an den Einzug des Legaten, auf einmal an zu sprechen.

»Und noch weiter vorwärts bei der Malerpforte sah man andere sehr reich gekleidete Personen.«

»Und bei der Fontaine St. Innocent den Jäger, welcher bei großem Hundelärm und Hörnerschall eine Hindin verfolgte.«

»Und am Pariser Fleischscharren die Gerüste, welche die Bastille von Dieppe vorstellten!«

»Und weist Du noch, Giszquette? Als der Legat vorbeikam, gab man eine Erstürmung, wobei allen Engländern die Köpfe abgehauen wurden.«

»Heute wird's noch schöner werden,« fiel



endlich der Unbekannte ein, welcher, wie es schien, ihnen mit Ungeduld zugehört hatte.

»Ihr versprecht uns, daß dieses Mysterium hübsch werden wird?« sagte Gisque. »

»Ohne Zweifel,« antwortete er; dann fügte er mit Nachdruck hinzu:

»Mademoiselles, ich bin der Verfasser desselben.«

»Wahrhaftig?« riefen beide Mädchen ganz erstaunt.

»Wahrhaftig!« antwortete der Dichter, indem er sich in die Brust warf, »d. h. wir sind unserer zwei: Johann Marchand hat die Bretter zugesägt und das Theatergerüste mit dem Tafelwerk errichtet; und ich habe das Stück gemacht. — Ich heiße Peter Gringoire.«

Der Dichter des Cid hätte nicht mit mehr Stolz sagen können: Peter Corneille.

Seitdem Jupiter wieder abgetreten war, mochte schon eine ziemliche Zeit verfließen sein, und dennoch wartete die vorher so unbändige Menge jetzt ruhig und geduldig auf die Erfüllung des vom Schauspieler gegebenen Versprechens.

Jedoch war der Schüler Johannes nicht eingeschlafen.

»Holla! He!« rief er plötzlich in der Pause allgemeiner Erwartung, welche auf den Lärm

gefolgt war. Jupiter, heilige Jungfrau, Ihr Teufelsgaukler! Wollt Ihr uns foppen? Das Stück! Fangt an, oder wir fangen wieder an!

Mehr bedurfte es nicht.

Eine Musik von hohen und tiefen Instrumenten erschallte aus dem Innern des Geräusches; der Vorhang bewegte sich; vier geschmückte und buntscheckige Personen kamen zu Vorschein, kletterten die rohe Theaterleiter hinauf, und stellten sich auf der obern Fläche vor den Augen des Publikums auf, welches sie mit tiefen Verbeugungen begrüßten. Die Symphonie schwieg. Das Mysterium fing an.

Nachdem die vier Personen reichlichen Beifall für ihre Verbeugungen eingeerntet hatten, begannen sie bei der tiefsten Stille des Publikums einen Prolog, den uns der Leser gewiß gern erlassen wird. Auch beschäftigte sich das Publikum, wie es wohl auch heut zu Tage geht, mehr mit ihren Anzügen, als mit der Rolle, die sie vortrugen; und in der That, es hatte Recht. Sie waren alle vier in halb gelbe, halb braune Gewänder gekleidet, welche unter einander sich nur durch den Stoff unterschieden, aus welchen sie gemacht waren; die erste war in Gold- und Silberbrocat, die zweite in Seide, die dritte in Wolle und die vierte in Leinwand

gekleidet. Die erste trug einen Degen in der rechten Hand, die zweite zwei goldene Schlüssel, die dritte eine Wage, und die vierte einen Spaten; und um den beschränkteren Geistern zu Hülfe zu kommen, konnte man in großen schwarzen gestickten Buchstaben unten an dem Gewande von Goldbrokat lesen: »Ich heiße Adel;« auf dem seidenen: »Ich heiße Geistlichkeit;« auf dem wollenen: »Ich heiße Handel;« und auf dem leinenen Rocke: »Ich heiße Feldarbeit.« Das Geschlecht der beiden männlichen allegorischen Personen war jedem nachdenkenden Zuschauer angedeutet durch ihre kürzern Gewänder, und durch den kleinen Hut, welchen sie auf dem Kopfe trugen; während die beiden weiblichen weniger kurz gekleidet waren und ein Käppchen trugen.

Bei einiger Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Prologs erfuhr man leicht, daß die Feldarbeit an den Handel, und die Geistlichkeit an den Adel verheirathet waren, und daß die beiden glücklichen Paare gemeinschaftlich einen prächtigen goldenen Delphin besaßen, welchen sie nur der Schönsten verehren wollten. Sie zogen daher durch die Welt, um diese Schönheit zu suchen, und nachdem sie erst die Königin von Golconda, dann die Prinzessin von Trapezunt, die Tochter



des Großhans der Tartarei und Andere verworfen hatten, waren sie nach Paris gekommen, und kramten auf der Marmortafel im Palaste des Gerichtshofes vor dem verehrungswürdigen Publikum eben so viel Sittensprüche und Maximen aus, als man damals in der philosophischen Facultät nur in den Sophismen, Definitionen, grammatischen Figuren und Schulreden anbringen konnte.

Alles dieses war in der That sehr schön. Jedoch in dem ganzen Haufen, vor welchem die vier Allegorien um die Wette ihre Metaphern ausströmten, gab es kein aufmerksames Ohr, kein klopfenderes Herz, kein unsteteres Auge, keinen mehr ausgereckten Hals, als das Auge, das Ohr, den Hals und das Herz des Verfassers, des braven Peter Gringoire, welcher den Augenblick vorher der Freude nicht hatte widerstehen können, den beiden hübschen Mädchen seinen Namen zu nennen. Er war wieder hinter seinen Pfeiler zurückgetreten, und dort hörte, sah, verschlang er Alles. Der wohlwollende Beifall, mit welchem sein Prolog beim Anfange aufgenommen war, tönte noch in seinem Innern wieder, und er war gänzlich in die Art von erstatischer Betrachtung versunken, mit welcher dem Verfasser eines Stückes seine Gedan-



den einen nach dem andern aus dem Munde des Schauspielers in die Stille eines ungeheuren Auditoriums herabfallen sieht. Würdiger Peter Gringoire!

Es thut uns leid, es zu sagen, aber diese erste Verzückung wurde bald gestört. Kaum hatte Gringoire jenen berausenden Becher der Freude und des Triumphes genähert, als ein Tropfen Wermuth hineinfiel.

Ein zerlumpter Bettler, welcher nichts hatte einsammeln können, weil er sich mitten im Gedränge befand, und der ohne Zweifel in den Taschen seiner Nachbarn keine hinreichende Entschädigung gefunden hatte, war auf den Einfall gekommen, sich einen mehr in die Augen fallenden Platz zu suchen, um die Blicke und Almosen auf sich zu ziehen. Er hatte sich deshalb während der ersten Verse des Prologs mit Hilfe der an der den Gesandten bestimmten Estrade befindlichen Pfeiler in die Höhe geschwungen, bis zu dem Karnies, welches das Geländer derselben am untern Theile umgab; und dort hatte er sich niedergelassen, indem er die Aufmerksamkeit und das Mitleiden der Menge durch seine Lumpen und eine häßliche Wunde am rechten Arm in Anspruch nahm. Uebrigens sagte er kein Wort. Das Stillschweigen, welches er beobachtete,

ließ den Prolog ohne Hinderniß weitergehen, und keine merkliche Störung würde eingetreten sein, wenn nicht das Unglück es gewollt hätte, daß der Schüler Johannes, von seinem Pfeiler herab, den Bettler und seine Grimassen bemerkte. Ein tolles Lachen ergriff den jungen Taugenichts, welcher, ohne sich darum zu kümmern, daß er das Schauspiel unterbrach, und die allgemeine Aufmerksamkeit störte, laut ausrief:

»Seht da den armen Schelm, der um ein Almosen bittet!«

Wer je einmal einen Stein in eine Froschpfütze geworfen, oder eine Flinte unter einen Vögelschwarm abgeschossen hat, der kann sich eine Vorstellung von der Wirkung machen, welche diese unpassenden Worte bei der allgemeinen Aufmerksamkeit hervorbrachten. Gringoire fuhr zusammen, wie bei einem elektrischen Schläge. Der Prolog blieb stecken und alle Köpfe drehten sich schnell nach dem Bettler hin, welcher sich nicht aus der Fassung bringen ließ, sondern in diesem Ereignisse eine gute Gelegenheit zu einer reichlichen Ernte erblickte, und mit schmerzlicher Miene und halb geschlossenen Augen zu rufen anfang: »Uebt Barmherzigkeit!«

»Und doch, ... ja bei meiner Seele,« versetzte Johannes, »es ist Clopin Trouillefou. —

Holla! Freund, Deine Wunde fiel Dir wohl am Beine zu beschwerlich, so daß Du sie auf den Arm genommen hast?«

Bei diesen Worten warf er, mit der Geschicklichkeit eines Affen, einen kleinen Weißpfennig in die schmierige Filzkappe, welche der Bettler mit seinem kranken Arm ausstreckte. Der Bettler nahm das Almosen, wie den Hieb hin, und fuhr in kläglichem Tone fort: »Habt Barmherzigkeit!«

Diese Episode hatte das Auditorium bedeutend zerstreut; ziemlich viele Zuschauer, Robin Poussépain und alle Studenten an der Spitze, klatschen fröhlich diesem sonderbaren Duett ihren Beifall, welches mitten im Prolog der Schüler mit seiner schreienden Stimme und der Bettler mit seinem eintönigen Leiertone improvisirt hatten.

Gringoire war sehr unzufrieden. Nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, that er sein Möglichstes und rief den vier Schauspielern auf der Bühne zu: »Fahret fort! Was Teufel? Fahret fort!« ohne selbst einen unwilligen Blick auf die beiden Störer zu werfen.

In diesem Augenblicke fühlte er, daß man ihn am Zipfel seines Mantels zupfte; er drehte sich verdrießlich um, und konnte sich nicht enthalten zu lachen. Es war Gisquette's hübscher

Arm, welche über das Geländer gestiegen war und so seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

»Mein Herr,« sagte das junge Mädchen, »wollen sie fortfahren?«

»Ohne Zweifel,« antwortete Gringoire, durch die Frage etwas beleidigt.

»In diesem Falle, mein Herr,« fährt sie fort, »hättet Ihr wohl die Güte, mir zu erklären . . .«

»Was sie sagen wollen?« unterbrach sie Gringoire. »Nun gut! Hört zu!«

»Nein,« sagte Gisquette; »was sie bis jetzt gesprochen haben.«

Gringoire that einen Satz, wie ein Mensch, dessen Wunde man am rohen Fleische berührt.

»Daß dich die Pest mit dem dummen, vernagelten Mädchen!« murmelte er zwischen seinen Zähnen.

Von diesem Augenblicke an hatte Gisquette bei ihm verspielt.

Unterdessen hatten die Schauspieler seinem eingeschärften Befehl Folge geleistet, und das Publikum, welches sah, daß sie wieder ansingen zu sprechen, fing auch an, ihnen zuzuhören; es hatte aber eine Menge von Schönheiten verloren bei der Art von Schlagloth, durch welches beide Theile des so geräuschvoll unterbrochenen Stück's gleich-

sam verbunden wurden. Gringoire machte diese Bemerkung in der Stille. Jedoch ward die Ruhe nach und nach wieder hergestellt; der Schüler schwieg, der Bettler zählte etwas Münze in seinem Hute, und das Stück hatte seinen Fortgang.

Es war in der That ein sehr schönes Werk, aus welchem man, wie uns dünkt, mit einigen Veränderungen noch heut zu Tage Manches benutzen könnte. Die nach den Regeln der Kunst ziemlich lange und dürftige Exposition war einfach, und Gringoire bewunderte in dem Heiligthume seines Kunstsinnes ihre Klarheit. Wie man es sich wohl denken kann, waren die vier allegorischen Personen ein wenig ermüdet von ihrer Reise durch die drei Welttheile, auf welcher sie ihren goldenen Delphin nicht hatten los werden können. Nun folgte eine Beschreibung des wunderbaren Fisches, mit tausend zarten Anspielungen auf den jungen Bräutigam Margarethens von Flandern, welcher damals in Amboise jämmerlich eingesperrt war, und wohl nichts weniger ahnete, als daß Feldarbeit und Geistlichkeit, Adel und Handel seinetwegen eine Reise durch die Welt gemacht hätten. Obbesagter Delphin war jung, schön, tapfer und vor Allem (ein prachtvoller Ursprung aller königlichen Tugenden!) er war der Sohn des Löwen von Frank-

reich. Ich finde diese kühne Metapher bewundernswerth; und die Naturgeschichte des Theaters sträubte sich in jener Zeit der Fürstenschmeichelei keineswegs gegen einen Delphin, der eines Löwen Sprößling war. Nichts desto weniger hätte der Dichter diese schöne Idee wohl in ein paar hundert Versen abfertigen können. Freilich sollte das Mysterium, nach dem Befehle des Herrn Profos, von 12 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags dauern, und da mußten wohl einige Worte gemacht werden. Uebrigens hörte man ganz geduldig zu.

Plötzlich, mitten in einem Streite zwischen dem Herrn Handel und dem Herrn Adel, in dem Augenblick, wo Frau Arbeit den bewundernswürdigen Vers sprach:

„Wie sah man im Walde ein herrlicheres Thier,“

öffnete sich die Thür der Estrade, welche bisher verschlossen war, zur Unzeit; und die erschallende Stimme des Gerichtsbieners meldete hastig:
 »Seine Eminenz, unser gnädigster Herr Cardinal von Bourbon.«

III.

Der Herr Cardinal.

Armer Gringoire! Der Knall aller großen Kanonenschläge am Johannisfeste, das Losbren-



nen von zwanzig Doppelhaken, der Donner jener berühmten Feldschlange im Thurm Billy, welche bei der Belagerung von Paris am 29. September 1465 sieben Burgunder auf einmal tödtete, die Explosion alles beim Thore des Temple aufbewahrten Pulvers, — würde ihm weniger heftig die Ohren zerrissen haben, als die in diesem feierlichen und dramatischen Augenblicke dem Munde des Gerichtsdieners entfallenen Worte: »Seine Eminenz, unser gnädigster Herr Cardinal von Bourbon.«

Nicht etwa weil Peter Gringoire den Cardinal fürchtete oder verachtete. Er besaß weder jene Schwäche, noch diese Verwegenheit. Als wahrer Eklektiker, wie man heut zu Tage sagen würde, gehörte Gringoire zu jenen stolzen und festen, bescheidenen und ruhigen Seelen, welche sich immer in der Mitte zu halten wissen (stare in dimidio rerum) und welche immer Ueberfluß an Vernunft und liberaler Philosophie haben, wenn sie auch gleich den Cardinalen den Hof machen.

Was Gringoire fürchtete, das traf nur zu bald ein. Der Eintritt des Cardinals brachte das Auditorium in Verwirrung. Alle Köpfe drehten sich nach der Estrade hin. Man konnte kein Wort mehr verstehen. — »Der Cardi-

nal! Der Cardinal!« wiederholten alle Zungen. Der unglückliche Prolog blieb zum zweiten Male stecken.

Der Cardinal blieb einen Augenblick auf der Schwelle der Estrade stehen. Während er einen ziemlich gleichgültigen Blick auf die Zuhörer warf, verdoppelte sich der Lärm. Ein Jeder wollte ihn am besten sehen, Jeder suchte seinen Kopf über die Schultern seines Nachbarn zu erheben.

Es war in der That eine hohe Person, dessen Anblick wohl jedes andere Schauspiel aufzog. Karl, Cardinal von Bourbon, Erzbischof und Graf von Lyon, war zugleich mit Ludwig XI. durch seinen Bruder, Peter von Bourbon, welcher die älteste Tochter des Königs geheiratet hatte, verwandt, und ebenfalls mit Karl dem Kühnen durch seine Mutter, Agnes von Burgund. Nun war der herrschende, hervorstechende Zug im Charakter des Primas von Gallien, höfischer Sinn und Ergebenheit gegen die Mächtigen. Daraus kann man abnehmen, welche zahllose Verlegenheiten diese doppelte Verwandtschaft ihm zugezogen, und zwischen welchen Klippen der Zeit seine geistliche Barke hatte lauern müssen, um weder an Ludwig noch an Karl, dieser Charybdis und jener Scylla, zu scheitern, welche den Herzog von Nemours 1)



und den Connetable von Saint-Pol verschlungen hatten. Dank dem Himmel, er hatte diese gefährliche Fahrt glücklich vollbracht, und war, ohne Schiffbruch gelitten zu haben, glücklich im römischen Hafen eingelaufen. Aber obgleich er im Hafen war, erinnerte er sich doch niemals ohne Unruhe an die verschiedenen Wechselfälle seiner so stürmischen und beschwerlichen politischen Laufbahn. Auch pflegte er zu sagen, daß das Jahr 1476 für ihn ein Trauer- und ein Freudenjahr gewesen; indem er meinte, daß er in einem und demselben Jahre seine Mutter, die Herzogin von Bourbon, und seinen Vetter, den Herzog von Burgund, verloren, und daß der eine Todesfall ihn über den andern getröstet hätte.

Uebrigens war er ein guter Mann; er führte ein vergnügtes Cardinals-Leben, erheiterte sich gern mit königlichem Gewächs von Chaulieu, haßte nicht Ruharde la Garmoise und Thomazine la Saillarde, gab lieber jungen hübschen Mädchen, als alten Weibern ein Almosen, und aus allen diesen Gründen war er beim Pariser Volke sehr beliebt. Er zeigte sich öffentlich

¹⁾ Beide wurden bei den Streitigkeiten, die fortwährend zwischen Ludwig XI. und Karl dem Kühnen stattfanden, ein Opfer ihrer Politik.

nur umgeben von einem kleinen Hofe galanter, lustiger, tapfer schmausender Bischöfe und Abbe's aus vornehmen Geschlechtern; und mehr als einmal hatten die frommen Betschwesterinnen von Saint Germain d'Auxerre, wenn sie Abends unter den hell erleuchteten Fenstern des Bourbon'schen Hotel vorbeigegangen waren, Anstos daran genommen, daß sie vor denselben Stimmen, welche ihnen am Tage die Vesper gesungen hatten, beim Gläserklang den bacchantischen Trinkspruch Benedikts XII. singen hörten, des Papstes, der zur Tiare noch eine dritte Krone hinzufügte: »Bibamus papaliter.«

Gewiß schützte ihn diese so rechtmäßig erworbene Popularität bei seinem Eintritte vor jedem übeln Empfange von Seiten der Volksmasse, welche im Augenblick vorher so unzufrieden gewesen, und zum Respekt gegen den Cardinal so wenig aufgelegt war, an einem Tage, wo sie sogar einen Papst wählen sollte. Aber die Pariser trugen nichts nach; und dann hatten sie ja den Anfang des Stück's gegen die obrigkeitliche Macht durchgesetzt und einen Triumph über den Cardinal davongetragen; dieser Triumph stellte sie zufrieden. Uebrigens war der Cardinal von Bourbon ein schöner Mann in einem sehr schönen rothen Gewande, das er mit An-



stand trug; so hatte er also alle Frauenzimmer, und folglich die beste Hälfte des Auditoriums, für sich. Gewiß, es würde Ungerechtigkeit und schlechten Geschmack verrathen haben, wenn man einen Cardinal verhöhnen wollte, weil er beim Schauspiel auf sich hatte warten lassen, da er doch ein schöner Mann war, der sein rothes Gewand mit so vielem Anstande trug.

Er trat also ein, grüßte die Versammlung mit jenem den Großen gegen das Volk angebornen Lächeln, und ging dann langsamen Schrittes auf seinen mit scharlachrothem Sammet ausge schlagenen Lehnstuhl zu, indem er sich das Ansehen gab, als habe er ganz andere Dinge im Kopfe. Seine Begleitung, oder wie wir sagen würden, sein Generalstab von Bischöfen und Aebten, trat hinter ihm auf die Estrade ein, nicht ohne den Lärm und die Neugier im Parterre zu verdoppeln. Hier galt es, sie zu zeigen und bei Namen zu nennen; wenigstens mußte man Einen kennen; der Eine erkannte den Herrn Bischof von Marseille, Maudet, wo mir recht ist; ein Anderer den Senior aus Saint Denis; ein Dritter Robert von Lespinasse, den Abt von Saint Germain des Prés, diesen lockern Bruder einer Maitresse Ludwigs XI. Alles dieses wurde mit verächtlichen, übelklingen-

den Ausdrücken erzählt. Vorzüglich zeichneten sich die Schüler aus. Das ganze Jahr hindurch im Saum gehalten durch die Furcht vor dem glühenden Eisen des heil. Ludwig, holtten sie an diesem Tage der Narrheit und Ausgelassenheit alles Versäumte reichlich nach. Jeder nahm einen von den Neuangekommenen auf's Korn, und ließ seinen Wiß auf einen schwarzen, oder weißen, oder violetten geistlichen Leibrock spielen. Johannes Frollo von Molendino, als Bruder eines Archidiaconus, hatte den Cardinal-Purpur feck angegriffen, und schrie aus allen Leibeskräften, indem er seine unverschämten Augen auf den Cardinal heftete: »Cappa repleta mero.«

Alle diese einzelnen Züge, welche wir zur Erbauung des Lesers enthüllen, waren jedoch durch das allgemeine Geräusch so versteckt, daß sie nicht bis zur gesperrten Estrade hindurch drangen; auch würde sich der Cardinal wenig daraus gemacht haben; so sehr war die Zügellosigkeit dieses Tages den Sitten der damaligen Zeit angemessen. Er hatte einen ganz andern Nummer, der ihn auf dem Fuße verfolgte, und beinahe zu gleicher Zeit mit ihm auf die Estrade trat: das war die flandrische Gesandtschaft.

Nicht etwa, weil er ein tief blickender Staatsmann war, und die Folgen zu Herzen nahm,



welche aus der Vermählung seiner Base Margarethe von Burgund mit seinem Vetter Carl Dauphin von Vienne, haben konnte; wie lange die Schein-Verföhnung zwischen dem Herzoge von Oesterreich und dem König von Frankreich dauern, und wie der König von England die Verschmähung seiner Tochter aufnehmen würde; das beunruhigte ihn wenig und er ließ sich jeden Abend das königliche Gewächs von Chaillot gut schmecken, ohne daran zu denken, daß wenige Flaschen dieses (vom Arzt Coictier freilich ein wenig verbesserten) Weines, von Ludwig XI. Eduard VI. freundschaftlich dargebracht, einst jenen von diesem befreien würden. Die sehr ehrenwerthe Gesandtschaft des Herzogs von Oesterreich brachte dem Cardinal keine von diesen Sorgen zu Wege, aber sie belästigte ihn von einer andern Seite. Es war in der That ein wenig hart, daß Er, Carl von Bourbon, unbekannter Bürger, Er als Cardinal Gerichtschöppen, Er als Franzose und heiterer Lebemann, flamländische Bierfäuser aufnehmen und bewirthen mußte. Dies war gewiß einer der verdrießlichsten Dienste, welche er je dem Könige geleistet hatte.

Er wandte sich jedoch mit der freundlichsten Miene (so sehr hatte er sich in seiner Gewalt)



nach der Thür, als der Gerichtsdienner mit lauter Stimme die Herren Gesandten des Herzogs von Oesterreich anmeldete. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der ganze Saal es eben so machte.

Nun kamen, paarweise, mit einer Würde, welche mit dem leichtfertigen Gefolge Karls von Bourbon contrastirte, die achtundvierzig Gesandten Maximilians von Oesterreich, an ihrer Spitze der hochwürdige Pater Johann, Abt von Saint Britain, Kanzler von Loison-d'or und Jacob von Goy, Herr von Dauby, Ober-Bogt von Gent. Es herrschte im ganzen Saale das größte Stillschweigen mit erstücketem Lachen, um die abgeschmackten Namen und alle bürgerlichen Qualitäten zu vernehmen, welche jeder Gesandter mit unsterblicher Fassung dem Gerichtsdienner angab, welcher dann Namen und Titel durch einander und ganz verstümmelt in das Gedränge hineinrief. Da war Meister Loys Strelot, Schöppe der Stadt Löwen; Herr Clays d'Etuelle, Schöppe von Brüssel; Herr Paul van Bâust, Herr auf Voirenizelle, Präsident von Flandern, Meister Johann Coleghens, Burgemeister der Stadt Antwerpen; Meister Georg de la Mère, erster Gerichtsschöppe von Gent; Meister Ghelolph van der Hage, erster Schulze in derselben Stadt; und der Herr



von Bierbeck und Johann Pinnock, Johann Dymarzelle u. s. w. Amtleute, Schöppen, Burgemeister; Burgemeister, Schöppen, Amtleute; Alle in steifer, gezwungener Haltung, in ihrem Sonntagsstaate von Sammet und Damast, mit Barettts von schwarzem Sammet mit dicken Goldquasten; gute flamländische Köpfe, würdige und ernste Gestalten, wie Rembrandt sie aus dem Hellbunkel seiner Nachtstücke hervortreten läßt; Personen, welchen es auf der Stirn geschrieben stand, daß Maximilian von Oesterreich Grund hatte, unbedingt zu vertrauen, wie sein Manifest besagte, auf ihren gesunden Menschenverstand, auf ihre Tapferkeit, Erfahrung, Loyalität und Biederkeit.

Einer machte eine Ausnahme. Er hatte ein feines, kluges, listiges Gesicht, eine Art von Affen- und Diplomaten-Physiognomie, und der Cardinal trat ihm drei Schritte weit entgegen und machte eine tiefe Verbeugung vor diesem Menschen, welcher jedoch ganz schlechtweg Wilhelm Rym, Rath und Pensionair der Stadt Gent, hieß.

Wenige Personen wußten damals, was es mit Wilhelm Rym zu sagen hatte. Ein seltenes Genie, welches in der Zeit einer Revolution mit Glanz auf der Oberfläche der Begebenheiten er-

schienen wäre, das aber im 15. Jahrhundert auf heimliche Intrigue beschränkt und genöthigt war, in den diplomatischen Minen zu leben, wie der Herzog von Saint Simon sagt. Uebrigens war er auch als der erste diplomatische Schanzgräber Europa's berühmt; er verkehrte sehr vertraulich mit Ludwig XI. und legte oft Hand an die geheimen Plane des Königs. Das war freilich dem großen Haufen unbekannt, welcher desto mehr die Höflichkeit des Cardinals gegen diese klägliche Gestalt eines flamländischen Amtmanns in Verwunderung setzte.

IV.

Meister Jacob Copenole.

Während der Pensionair von Gent und Se. Eminenz eine sehr tiefe Verbeugung und einige Worte mit leiser Stimme mit einander wechselten, erschien ein Mensch von hohem Wuchs mit breiten Schultern, um gleich nach Wilhelm Rym einzutreten, wie eine Dogge hinter einem Fuchs. Sein Filzhut und sein ledernes Wamms stachen gewaltig von dem Sammet und der Seide ab, welche ihn umgab. In der Voraussetzung, daß es ein unrecht kommender Stallknecht wäre, hielt ihn der Gerichtsdiener an.

»He, Freund! hier geht man nicht hinein.«



Der Mann mit dem ledernen Kollet drängte ihn mit der Schulter zurück.

»Was will der Schuft von mir!« rief er mit einer Donnerstimme, welche den ganzen Saal auf diese sonderbare Unterredung aufmerksam machte. »Siehst Du nicht, daß ich mit dazu gehöre?«

»Euer Name?« fragte der Gerichtsdiener. — »Jacob Coppenole.« — »Euer Titel?« — »Schuster, mit dem Schilde »die drei Ketten« zu Gent.«

Der Gerichtsdiener trat zurück. Schöppen und Burgemeister anzumelden, das ging noch an, aber einen Schuster, das war zu hart. Der Cardinal saß wie auf glühenden Kohlen. Das ganze Volk hörte und sah aufmerksam zu. Zwei Tage lang hatte die Eminenz ihr Möglichstes gethan, um diese flamländischen Bären zu bearbeiten, damit er mit ihnen öffentlich auftreten könnte; aber dieser Streich war zu arg. Unter dessen näherte sich Wilhelm Rym dem Gerichtsdiener mit seinem feinen Lächeln.

»Meldet den Meister Jacob Coppenole, Schreiber der Stadtschöppen zu Gent,« flüsterie er ihm recht leise zu.

»Gerichtsdiener,« wiederholte der Cardinal mit lauter Stimme, »meldet Meister Jacob

Coppenole, Schreiber der Stadtschöppen von Gent.«

Das war ein Fehler. Wilhelm Rym hätte die Schwierigkeit ganz allein beseitigt, aber Coppenole hatte die Worte des Cardinals gehört.

»Nein, beim Kreuze Gottes!« schrie er mit seiner Donnerstimme. »Jacob Coppenole, Schuster. Hörst Du, Gerichtsdiener? Nichts mehr und nichts weniger. Beim Kreuze Gottes! Schuster, das ist gut genug. Der Herr Erzherzog hat mehr als einmal seinen Handschuh in meinen Stiefeln gesucht.«

Gelächter und Beifallsklatschen brach los. Ein Witzwort wird in Paris immer sogleich verstanden, und folglich auch immer beklatscht.

Dazu kam noch, daß Coppenole zum Volke gehörte, wie dieses Publikum, das ihn umgab. Auch bildete sich die Verbindung zwischen ihm und dem Volke augenblicklich, wie mit einem elektrischen Schläge. Die grobe Beschimpfung, mit welcher der flamländische Schuster die Hofleute demüthigte, hatte in allen diesen plebeigen Seelen das im 15. Jahrhundert noch schwankende und unsichere Gefühl der Rangordnung ausgelöscht. Dieser Schuster, welcher dem Cardinal die Spitze geboten hatte, war einer ihres Gleichen! Eine sehr schmeichelhafte Bemerkung



für arme Teufel, welche gegen die niedrigsten Diener des Cardinals an Ehrfurcht und Gehorsam gewöhnt waren.

Coppenole grüßte mit Stolz seine Eminenz, welche ihrer Seits den Gruß des allmächtigen, von Ludwig XI. gefürchteten Bürgers erwiderte. Darauf, während Wilhelm Rym sie Beide mit einem spöttischen Lächeln verfolgte, nahmen sie ein Jeder seinen Platz ein, der Cardinal ganz außer Fassung und bekümmert, Coppenole ruhig und stolz, indem er ohne Zweifel dachte, daß sein Titel als Schuster eben so viel gälte, als jeder andere, und daß Marie von Burgund, die Mutter der Margarethe, welche Coppenole vermählen sollte, ihn als Cardinal weniger gefürchtet haben würde, wie als Schuster; denn kein Cardinal hätte die Genter gegen die Günstlinge der Tochter Karls des Kühnen aufgewiegt; kein Cardinal hätte mit einem Worte die Menge gegen die Thränen dieser Fürstin abgehärtet, als sie ihr Volk für ihre Günstlinge an dem Fuße des Schafots derselben um Gnade bat; während der Schuster nur seinen mit Leder bedeckten Arm zu erheben brauchte, um ihre Häupter fallen zu lassen, Ihr mächtigen Herren Guy d'Hymberconet und das deinige, Kanzler Wilhelm Hugonet! 1)

Sedoch war für den armen Cardinal noch nicht Alles vorbei, und er mußte den Bermuthsbecher, in so schlechter Gesellschaft zu sein, bis auf den Grund leeren.

Der Leser erinnert sich noch des unverschämten Bettlers, welcher sich beim Anfange des Prologs an das Geländer der Estrade geklammert hatte. Die Ankunft der eingeladenen erlauchten Personen hatte ihn keinesweges vermocht, seinen Platz aufzugeben, und während die Prälaten und Gesandten sich wie holländische Häringe in den Sitzen der Tribune einpökelten, hatte er ganz nach seiner Bequemlichkeit sich niedergelassen, und seine Beine kreuzweis über den Architrab geschlagen. Die Unverschämtheit war groß, und Niemand hatte sie im ersten Augenblicke bemerkt, da die allgemeine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gerichtet war; er wiegte seinen Kopf mit der Sorglosigkeit eines Neapolitaners, indem er von Zeit zu Zeit, wie aus einer mechanischen Gewohnheit, die Worte wiederholte: »Uebt Barmherzigkeit!« Und gewiß war er in der ganzen Versammlung der Einzige, welcher bei dem Streite Coppenole's und des Gerichtsdieners nicht ein Mal seinen

1) Geschichtlich.



Kopf umgedreht hatte. Nun fügte es der Zufall, daß der Schustermeister von Gent, mit welchem das Volk schon so lebhaft sympathisirte, und auf den Aller Augen gerichtet waren, gerade in der Vorderreihe der Estrade, oberhalb des Bettlers, sich niederließ; und man war nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß der flamländische Gesandte, nachdem er den unter seinen Augen sitzenden Kerl auf's Korn genommen hatte, ihn ganz freundschaftlich auf die mit Lumpen bedeckte Schulter klopfte. Der Bettler drehte sich um; die Ueberraschung und Freude der Wiedererkennung malte sich auf ihren Gesichtern; denn ohne sich im geringsten um die Zuschauer zu bekümmern, sängen Beide mit einander leise zu plaudern an, und sich gegenseitig die Hände zu schütteln; während die auf den Goldstoff der Estrade herabhängenden Lumpen des Bettlers sich ausnahmen, wie eine auf einer Drange herumkriechende Raupe.

Die Neuheit dieser sonderbaren Scene erregte ein solches Getümmel närrischer Fröhlichkeit im Saale, daß der Cardinal nicht umhin konnte, es zu bemerken; er bog sich mit halbem Körper über, und da er von seinem Plaze aus nur sehr unvollkommen Trouillefou's Bettlergewand wahrnehmen konnte, so bildete er sich ganz natürlich

ein, daß der Bettler um Almosen bäte, und ganz empört über diese Frechheit, rief er aus: »Herr Palast-Amtmann, laßt mir einmal den Schuft in den Fluß werfen.«

»Beim Kreuze Gottes! Gnädigster Herr Cardinal,« sagte Coppenole, ohne Clopins Hand fahren zu lassen, »es ist einer meiner Freunde.«

»Weihnacht! Weihnacht!« schrie die Versammlung. — Von diesem Augenblicke an hatte Meister Coppenole zu Paris, wie zu Gent, großes Ansehen beim Volke.

Der Cardinal biß sich in die Lippen. Er neigte sich zu seinem Nachbar, dem Abt von St. Geneveva, und sagte leise zu ihm:

»Lustige Gesandte hat uns der Erzherzog geschickt, um uns die Ankunft der Prinzessin Margarethe zu melden.«

»Sw. Eminenz,« antwortete der Abt, »verschwendet Ihre Höflichkeit an diese flamländischen Schweine. Margaritas ante porcos.«

»Sagt lieber,« antwortete lächelnd der Cardinal, »porcos ante Margaritam.«

Der ganze kleine Hof wollte sich vor Lachen ausschütten über dieses Wortspiel. Der Cardinal fühlte sich ein wenig getröstet; er hatte jetzt mit Coppenole abgewettet, denn er hatte auch einen Witz gemacht, der Beifall fand.

Seht vergegenwärtige sich der geneigte Leser einmal die ganze Scene: Mitten im Saale, an die westliche Mauer gelehnt, eine große und prachtvolle Erhöhung mit Gold-Brokat bedeckt, auf welcher im feierlichen Aufzuge durch eine kleine gothisch gewölbte Thür Personen mit Würde eintraten, nach und nach angemeldet durch die schreiende Stimme des Gerichtsdieners. Auf den ersten Bänken eine Menge ehrwürdiger, in Hermelin, Sammet und Scharlach gehüllter Gestalten. Rings um die Estrade, welche ihre würdevolle Stille behauptet, großes Gedränge und gewaltiger Lärm. Tausend Blicke des Volkes sind auf jedes Gesicht auf der Estrade gerichtet, Tausende zischeln sich die Namen der Respektpersonen ins Ohr. Gewiß, das Schauspiel ist merkwürdig und verdient wohl unsere Aufmerksamkeit. Aber da unten, ganz am Ende, was ist denn das für ein Gerüst mit vier buntscheckigen Gliederpuppen oben und eben so viel unten? Wer ist, seitwärts vom Gerüst, der Mensch mit schwarzem Kittel und blassem Gesichte? Ach! mein lieber Leser, das ist Peter Gringoire und sein Prolog.

Wir hatten ihn alle ganz und gar vergessen. Und das war es gerade, was er fürchtete. Von dem Augenblick an, als der Cardinal

eintrat, hatte Gringoire sich ununterbrochen über den Fortgang seines Prologs geängstigt. Er hatte anfangs den steckengebliebenen Schauspielern befohlen, fortzufahren und ihre Stimme noch mehr zu erheben; darauf, als er sah, daß Niemand zuhörte, hatte er sie einhalten lassen; und seit beinahe einer Viertelstunde hatte er nicht aufgehört, mit dem Fuße zu stampfen, sich heftig hin- und herzubewegen, Bisquitte und Lienarde aufzufordern, daß sie doch ihre Nachbarn zur Fortsetzung des Prologs ermuntern möchten; Alles vergebens. Niemand ließ den Cardinal, die Gesandtschaft und die Estrade aus den Augen. Auch muß man wohl glauben, daß der Prolog nach gerade das Auditorium etwas genirte. Auf der Estrade, wie auf der Marmortafel wurde dasselbe Schauspiel gegeben: das Zusammentreffen der Feldarbeit und der Geistlichkeit, des Adels und des Handels. Und Viele zogen es vor, sie ganz natürlich, leibhaftig, mit Fleisch und Wein zu schauen in dieser flandrischen Gesandtschaft, an diesem bischöflichen Hofe, in dem Gewande des Cardinals, und den Kleidern Coppenole's, als geschmückt, ausstaffirt, in Versen sprechend und gleichsam verumumt in den gelben und weißen Röcken, mit denen sie Gringoire ausgestattet hatte.



Als jedoch unser Dichter sah, daß die Ruhe ein wenig wieder hergestellt war, erfann er eine Kriegslift, welche ihn beinahe ganz gerettet hätte.

»Mein Herr,« sagte er zu einem seiner Nachbarn, einem großen Manne mit geduldigem Aussehen, »wie wäre es, wenn man es wieder von vorn anfinge?«

»Was denn?« fragte sein Nachbar.

»Nun, das Mysterium,« sagte Gringoire.

»Wie es Euch beliebt,« versetzte jener.

Diese halbe Zustimmung war für Gringoire hinreichend; er mischte sich unter das Gedränge und rief aus allen Leibeskräften: »Fangt das Mysterium wieder an! das Mysterium!«

»Teufel!« sagte Johannes von Molendino, »was schreien sie da unten« (denn Gringoire machte einen Lärm, wie ihrer vier). »Sagt einmal, Kameraden, ist das Mysterium noch nicht zu Ende? Sie wollen wieder von vorn anfangen; das ist nicht recht.«

»Nein, nein,« schriehen alle Schüler, »nieder mit dem Mysterium!«

Aber Gringoire verdoppelte seine Kraft, und schrie lauter: »Fangt wieder an!«

Dieses Schreien erregte die Aufmerksamkeit des Cardinals.

»Herr Palast=Umtmann,« sagte er zu ei-

nem großen, schwarz gekleideten Manne, welcher einige Schritte vor ihm stand, ist das Paß in einen Weiskessel gerathen, daß es solchen Höhlenlärm macht?»

Der Palast-Amtmann war eine Art von obrigkeitlicher Amphibie, halb Richter, halb Soldat.

Er trat Sr. Eminenz näher, und nicht ohne Furcht vor ihrem Mißfallen, erzählte er ihr stotternd die vom Volk begangene Unschicklichkeit: daß nämlich die Mittagsstunde eher eingetreten wäre, als Se. Eminenz, und daß die Komödianten gezwungen wären, anzufangen, ohne Seine Eminenz zu erwarten.

Der Cardinal lachte laut auf.

»Meiner Treu! der Herr Rector der Universität hätte es eben so machen sollen. Meint Ihr nicht, Meister Wilhelm Rym?»

»Gnädiger Herr,« erwiderte dieser, »wir wollen zufrieden sein, daß wir der Hälfte des Schauspiels entgangen sind. Das heißt doch immer etwas gewonnen.«

»Sollen die Schurken in ihrer Posse fortfahren?« fragte der Amtmann.

»Laßt sie fortfahren,« sagte der Cardinal; »das ist mir recht. Während der Zeit will ich in meinem Brevier lesen.«

Der Amtmann schritt bis an den Rand der Estrade vor, und nachdem er mit einer Bewegung der Hand Ruhe geboten hatte, rief er laut:

»Bürger, Pandleute und Einwohner, um diejenigen zufrieden zu stellen, welche verlangen, daß man wieder von vorn anfangen, und diejenigen, welche verlangen, daß man aufhöre, befehlt Se. Eminenz, daß man fortfahre.«

Beide Parteien mußten sich wohl zufrieden geben. Jedoch behielt der Autor des Stücks und das Publikum lange Zeit einen Groll auf den Cardinal.

Das Bühnen-*Personal* fuhr in seiner Rolle fort, und Gringoire hoffte, daß wenigstens der noch übrige Theil seines Werkes angehört werden würde. Diese Hoffnung scheiterte aber bald, wie alle übrigen; die Ruhe war freilich einigermaßen im Auditorio wieder hergestellt; aber Gringoire hatte nicht bemerkt, daß in dem Zeitpunkte, als der Cardinal Befehl gegeben hatte, fortzufahren, die Estrade noch bei weitem nicht besetzt war, und daß nach den flamländischen Gesandten neue Personen, zum Gefolge gehörig, ankamen, deren Namen und Titel vom Gerichtsdiener ausgerufen, seinem Dialoge bedeutenden Abbruch thaten. Man denke sich den Eindruck, den es

machte, wenn die Stimme des Gerichtsbieners, mitten in einem Theaterstücke zwischen zwei Reime Parenthesen wie folgende hineinwarf:

Meister Jacob Carmolum, königlicher Procurator am Gerichtshofe der Kirche.

Johann von Harlay, commandirender Officier der reitenden Nachtwache der Stadt Paris.

Herr Galiot von Genoilhac, Ritter, Herr auf Bruffac, königlicher Geschützmeister.

Meister Dreux-Raguire, Forstmeister Sr. Majestät des Königs, in den Ländern Frankreich, Champagne und Brie.

Herr Ludwig von Graville, Ritter, königlicher Rath und Kammerherr, Admiral von Frankreich, Vogt des Vincenner Waldes.

Meister Dionys de Mercier, Vorsteher des Blindenhauses zu Paris u. u.

Dieses wurde unerträglich.

Diese seltsame Begleitung des Stückes, welche es schwer machte, dem Gange desselben zu folgen, erregte Gringoire's Unwillen um so mehr, als er sich nicht verhehlen konnte, daß das Interesse desselben immer zunahm, und daß seinem Werke nichts fehlte, als angehört zu werden. Es wäre in der That schwer, eine sinnreichere und dramatischere Verwicklung zu erdenken. Die vier Personen des Prologs wechselten Klagen mit



einander in ihrer großen Verlegenheit, als Venus in höchst eigner Person (*vera incessu patuit dea*) vor ihnen auftrat, in ein schönes Gewand gekleidet, das mit dem Schiffe, dem Wappen der Stadt Paris, geschmückt war. Sie wollte selbst den Delphin, welcher der Schönsten verheissen war, in Anspruch nehmen. Jupiter, dessen Donner man im Ankleidezimmer rollen hörte, unterstützte sie, und die Göttin wollte eben den Delphin erobern, als ein in weißen Damast gekleidetes junges Mädchen mit einer Perle in der Hand (eine leicht zu erkennende Personification der Prinzessin von Flandern) auftrat, um mit Venus um den Preis zu ringen. Nach einem Wortstreite, waren Venus, Margaretha und die übrigen Personen übereingekommen, sich dem Ausspruche der heiligen Jungfrau zu unterwerfen. Auch war noch eine schöne Rolle dabei, die des Don Pedro, Königs von Mesopotamien; aber wegen so vieler Unterbrechungen war es schwer zu unterscheiden, was sie vorstellen sollte. Alles dieses war auf der Leiter hinaufgestiegen.

Aber es war darum geschehen; keine dieser Schönheiten wurde empfunden oder verstanden. Man konnte behaupten, daß seit dem Eintritte des Cardinals ein unsichtbarer magischer Faden alle Blicke von der Marmortafel nach der Estrade

hin zogen; alle Augen blieben dort festgebannt, nichts konnte das Auditorium entzaubern; die neu Ankommenden, ihre fatalen Namen, ihre Gesichter und Trachten, veranlaßten eine fortwährende allgemeine Zerstreuung. Das war trostlos. Mit Ausnahme Gisquetens und Lienardens, welche von Zeit zu Zeit sich wegwandten, wenn Gringoire sie am Armel zupfte, mit Ausnahme des großen, geduldigen Nachbars, hörte Niemand zu, Niemand sah dem armen verlassenen Schauspieler ins Angesicht. Gringoire sah nie die Menschen im Profil.

Mit welcher bitteren Empfindung sah er sein ganzes Gerüst des Dichterruhms vor seinen Augen, Stück vor Stück in Trümmer fallen! Und dabei der Gedanke, daß dieses Volk im Begriff gewesen war, sich gegen den Herrn Amtmann zu empören, bloß aus ungeduldiger Erwartung seines Stücks! Jetzt, da man es hatte, bekümmerte man sich nicht darum. Dies war dieselbe Vorstellung, welche unter so allgemeinem Beifall begonnen hatte! Ewige Ebbe und Fluth der Volksgunst!

Der brutale Monolog des Gerichtsdieners hörte jedoch auf; alle eingeladenen Personen waren da; die Schauspieler spielten brav fort und Gringoire bekam wieder Muth. Aber da erhob



sich plötzlich Meister Coppenole, der Schuster, und Gringoire hörte ihn bei allgemeiner Spannung diese furchtbare Rede sprechen:

»Meine Herren Bürger und Junker von Paris! ich weiß, beim Kreuze Gottes, nicht, was wir hier machen. Ich sehe wohl da unten, auf dem Gerüste Leute, welche das Ansehen haben, als ob sie sich schlagen wollten. Ich weiß nicht, ob Ihr das ein Mysterium nennt; aber unterhaltend ist es nicht; sie zanken sich mit Worten, und weiter ist's nichts. Seit einer Viertelstunde erwarte ich den ersten Schlag; nichts erfolgt; das sind feige Schufte, welche sich nur mit Scheltworten regaliren. Man müßte Faustkämpfer von London oder von Rotterdam kommen lassen, und da solltet Ihr einmal sehen, da regnet es Püffe, die man vom Platze aus hören könnte; aber diese da erregen unser Mitleiden. Sie müßten uns wenigstens einen maurischen Tanz oder eine andere Muummerei zum Besten geben.«

»Das hatte man mir nicht gesagt; man hatte mir ein Narrenfest versprochen und eine Papstwahl. Wir haben auch unsern Papst zu Gent; und darin sind wir, beim Kreuze Gottes! nicht hinter Euch zurück! Aber wir machen es so: es versammelt sich ein Schwarm Menschen, wie hier; dann steckt nach der Reihe ein Jeder

seinen Kopf durch ein Loch, und schneidet den Uebrigen ein Gesicht zu; wer die häßlichste Frage gemacht hat, mit Zustimmung Aller, wird zum Papste erwählt; so ist's. Das ist sehr ergöglich. Sollen wir nun Euren Papst nach der Sitte unseres Landes wählen? Das wird immer unterhaltender sein, als diesen seigen Schustern zuzuhören. Wenn sie auch ihr Gesicht schneiden wollen, mögen sie mitspielen. Was sagt Ihr dazu, meine Herren Bürger? Es ist ja eine Musterprobe von beiden Geschlechtern da, die wunderbarlich genug ist, um auf stamländische Weise lachen zu können, und wir sind unserer häßlicher Gesichter genug, um eine schöne Frage erwarten zu können.«

Gringoire wollte antworten, aber Staunen, Zorn und Unwille nahmen ihm die Sprache. Uebrigens wurde der Antrag des populären Schusters von diesen Bürgern, welche sich geschmeichelt fühlten, daß sie Junker genannt worden waren, mit einem solchen Enthusiasmus aufgenommen, daß jeder Widerstand vergeblich gewesen wäre. Es blieb nichts übrig, als sich mit dem Strome fortreißen zu lassen. Gringoire bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, da er nicht so glücklich war, einen Mantel zu besitzen,

um sich den Kopf zu verhüllen, wie der Agamemnon des Timantes.

V.

Quasimodo.

In einem Augenblicke war Alles bereit, um Coppenoles Vorschlag ins Werk zu setzen. Bürger, Schüler und Gerichtsschreiber hatten sich an die Arbeit gemacht. Die kleine Kapelle, welche der Marmortafel gerade gegenüber war, wurde ausgewählt zum Fragentheater. Ein in der hübschen Einfestrose über der Thür zerbrochenes Glas ließ ein rundes Loch frei, durch welches verabredetermaßen die Mitbewerber ihre Köpfe durchstecken sollten. Um da hinan zu reichen, brauchte man nur auf zwei auf einandergestellte Fässer zu treten. Auch wurde bestimmt, daß ein jeder Candidat männlichen oder weiblichen Geschlechts, (denn man konnte auch eine Pöpstin wählen) bis zu dem Augenblicke, wo er sich sehen ließ, mit verhülltem Gesicht in der Kapelle verborgen bleiben sollte, damit der Eindruck seines Gesichts ganz frisch und desto überraschender wäre. In wenigen Augenblicken war die Kapelle voller Mitbewerber, hinter welchen die Thür geschlossen wurde.

Coppenole ordnete von seinem Platze aus

Alles an, und leitete Alles. Während des lärmenden Beifalls, womit Coppenole's Vorschlag aufgenommen wurde, hatte sich der Cardinal, der wie Gringoire seine Fassung verloren hatte, unter dem Vorwande von Geschäften mit seinem ganzen Gefolge entfernt, ohne daß die Menge, welche seine Ankunft so sehr in Bewegung gesetzt hatte, sich bei seinem Abzuge im geringsten rührte. Wilhelm Rym war der Einzige, welcher die Entfernung des Cardinals bemerkte. Die Aufmerksamkeit des Volkes verfolgte, gleich der Sonne, ihre Bahn; von einem Ende des Saales ausgegangen, befand sie sich jetzt, nachdem sie einige Zeit hindurch in der Mitte sich verweilt hatte, am andern Ende. Die Marmortafel, die Estrade hatten ihren Glanz gehabt; jetzt war die Reihe an Ludwigs XI. Kapelle. Von nun an war der Nartheit das Feld überlassen; es gab nur Flamländer und Gefindel im Saale.

Das Gesichterschneiden nahm seinen Anfang. Die erste Gestalt, welche in der Oeffnung erschien mit verdrehten Augen, mit einem rachenartig-geöffneten Munde und einer Stirn, die gefaltet war wie unser Husarenstiefel zur Zeit des Kaiserthums, veranlaßte ein so allgemeines Gelächter, daß Homer alle diese Leute für Götter

gehalten haben würde. Und doch war der große Saal nichts weniger, als ein Olymp, was Niemand besser wußte, als Gringoire's armer Jupiter. Ein zweites, drittes und viertes Gesicht folgten, und immer verdoppelte sich das Gelächter und das Freudengeschrei. Bei diesem Schauspieler herrschte eine Art von Tollheit und Ausgelassenheit, von welcher sich die Leser unserer Zeit schwerlich würden einen Begriff machen können. Man denke sich eine Reihe von Gesichtern, welche nach einander alle geometrische Formen darstellten, vom Dreieck bis zum Trapezium, vom Kegel bis zum Vieleck; alle Ausdrücke menschlicher Empfindungen; alle Alter, von den Falten des neugebornen Kindes an bis zu den Runzeln des alten absterbenden Weibes; alle religiösen Geistergestalten, vom Faun an bis zum Belzebub; alle thierischen Profile, vom Rachen bis zum Schnabel, vom wilden Schweinsrüssel bis zur Hundeschnauze. Man denke sich alle Fratzengesichter des Pont-Neuf mit einem Male lebend und athmend, und nach und nach uns geradezu mit glühenden Augen anblickend, und man hat eine schwache Vorstellung von dem Schauspieler, welches der große Saal im Palaste des Gerichtshofes an diesem Tage darbot.

Das Fest wurde immer flamländischer. Te-
niers würde nur eine unvollkommene Darstel-
lung davon geben können. Man denke sich Sal-
vator Rosa's Schlacht in ein Bacchanal ver-
wandelt. Da gab es weder Schüler, noch Ge-
sandte, noch Bürger, weder Männer noch Weis-
ber. Aller Unterschied des Geschlechts und des
Standes verschwand in der allgemeinen Zügel-
losigkeit. Jedoch müssen wir unserm Freunde
Johann Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit-
ten in dieser lärmenden Menge unterschied man
ihn oben an seinem Pfeiler, wie einen Schiffs-
jungen am Marssegel.

Was Gringoire betrifft, so hatte er, nach-
dem der erste Augenblick seiner Bestürzung vor-
bei war, wieder Fassung bekommen. Er hatte
sich dem widrigen Schicksal männlich entgegen-
gestellt. »Fahret fort!« hatte er zum dritten
Male zu den Schauspielern, seinen Sprechma-
schinen, gesagt; dann vor der Marmortafel auf-
und abgehend, kam er auf den Einfall, sich
auch durch die Oeffnung in der Kapelle sehen
zu lassen, wäre es auch nur, um das Vergnü-
gen zu haben, diesem undankbaren Volke eine
Frage zuzuschneiden. — Aber nein! das wäre
unserer unwürdig; keine Rache! Wir wollen
kämpfen bis ans Ende, wiederholte er bei sich;

die Macht der Dichtkunst über das Volk ist groß; ich werde sie zurückbringen. Wir wollen sehen, wer den Sieg davontragen wird, die Fragen oder die Kunst.

Aber ach! er war der einzige Zuschauer seines Stücks geblieben. Es war jetzt noch schlimmer, als vorhin. Er sah jetzt nichts, als abgewandte Gesichter. Doch nein! der dicke geduldige Mann, welchen er schon einmal in einem kritischen Zeitpunkte um Rath gefragt hatte, war allein stehen geblieben, das Gesicht dem Theater zugekehrt. Gisquette und Lienarde waren schon lange davongelaufen.

Gringoire wurde bis zum Grunde seines Herzens von der Treue seines einzigen Zuschauers gerührt. Er näherte sich demselben und redete ihn an, indem er ihm leicht den Arm schützelte; denn der gute Mann hatte sich auf das Geländer gestützt und schlummerte ein wenig.

»Mein Herr,« sagte Gringoire, »ich danke Euch!«

»Mein Herr,« antwortete der Dicke gähmend, »wofür?«

»Ich sehe wohl, was Euch Langeweile verursacht,« versetzte der Dichter; »es ist das Geräusch, welches Euch verhindert, nach Eurem Belieben zuzuhören. Aber seid nur ruhig: Euer

Name wird der Nachwelt aufbehalten werden.
Euer Name, wenn's beliebt?«

»Renaulb Chateau, Siegelbewahrer des Chatelet zu Paris, Euch zu dienen.«

»Mein Herr, Ihr seid hier der einzige Repräsentant der Musen,« sagte Gringoire.

»Ihr seid zu gütig,« antwortete der Siegelbewahrer des Chatelet.

»Ihr seid der Einzige, der der Abrede gemäß dem Stücke zugehört hat. Wie findet Ihr es?«

»Ei nun,« antwortete die dicke Magistratsperson noch halb im Schlafe, »in der That ziemlich lustig.«

Gringoire mußte sich mit diesem Lobe begnügen; denn ein donnernder Beifallssturm schnitt plötzlich ihre Unterhaltung ab. Der Narrenpapst war gewählt.

»Weihnacht! Weihnacht!« rief das Volk von allen Seiten.

Es war in der That ein wunderbares Gesicht, welches eben in dem Loche der Einsesgroße erschienen war. Nach allen Seckigen, Geckigen und seltsamen Figuren, welche in dieser Luke auf einander gefolgt waren, ohne das Ideal des Grotesken, welches die durch die tobende Luft erhigten Köpfe sich gebildet hatten, zu ver-

wirklichen, bedurfte es wahrlich einer solchen erhabenen Frage, um die Stimmen der Wähler zu erhalten. Meister Coppenole selbst klatschte Beifall; und Clopin Trouillefou, welcher ein Mitbewerber gewesen war (und Gott weiß, welchen Grad der Häßlichkeit sein Gesicht erreichen konnte) gestand ein, daß er besiegt wäre. Wir wollen es eben so machen. Wir unternehmen es nicht, dem Leser einen Begriff zu geben von dieser viereckig abgestumpften Nase, von diesem hufeisenartig gebildeten Munde, von diesem kleinen linken, von rothen Augenbraunen, wie vom Gebüsch, versteckten Auge, während das rechte ganz und gar unter einer ungeheuren Warze verschwand; von diesen unregelmäßigen, hie und da ausgebrochenen Zähnen, gleich den Zinnen einer Festung; von dieser schwieligen Lippe, über welcher einer dieser Zähne wie der Stoßzahn eines Elephanten hervorragte; von diesem gespaltenen Kinn und vor Allem von dem Ausdrücke, welcher in allen diesen Zügen lag, von dieser Mischung von Bosheit, Stumpf Sinn und Traurigkeit. Wer es kann, denke sich alles dieses zu einem Ganzen vereint, und er hat ein schwaches Bild dieser Erscheinung.

Die Wahl war einstimmig; man eilte in die Kapelle, und brachte den glücklichen Narren-

papst heraus. Aber da stieg erst die Verwunderung und das Staunen auf den höchsten Grad, als man sah, daß es sein natürliches Gesicht und keine Verzerrung desselben war, was man durch das Loch gesehen hatte.

Seine ganze Person war gleichsam eine Frage. Ein dicker Kopf, der von rothen Haaren starrete; zwischen beiden Schultern ein Bulkel, dessen Gegensatz man ebenfalls von vorn bemerkte; so seltsam zusammengesetzte Schenkel und Beine, daß sie nur an den Knien sich berühren konnten, und von vorn gesehen zwei Sicheln ähnlich sahen, die am Griff mit einander verbunden sind; breite Füße, monströse Hände; und bei aller dieser Häßlichkeit ein gewisser furchtbarer Ausdruck von Stärke, Gewandtheit und Muth, eine merkwürdige Ausnahme von dem Naturgesetz, nach welchem die Stärke wie die Schönheit aus der Zusammenstimmung der einzelnen Theile hervorzugehen pflegt. So war der Papst beschaffen, welchen die Narren sich gewählt hatten.

Man hätte ihn einen zerbrochenen und schlecht wieder zusammengefügteten Riesen nennen können. Als diese Art von Cyklopen auf der Schwelle der Kapelle erschien, unbeweglich, unterseht, beinahe eben so breit als hoch, erkannte

ihn das Volk sogleich an seinem halb rothen, halb schwarzen Ueberrocke, der mit silbernen Glöckchen besetzt war, und an seiner vollkommnen Häßlichkeit, und rief einstimmig:

»Es ist Quasimodo, der Glockenläuter!
Es ist Quasimodo, der Bucklige von Notre-Dame! Quasimodo, der Einäugige! Quasimodo Krummbein!«

Man sieht, der arme Teufel hatte so viel Beinamen, daß er wählen konnte.

»Nehmt die schwangern Weiber in Acht!« schrien die Studenten.

»Oder die Lust haben, es zu werden,« fügte Johannes hinzu.

Die Weiber versteckten sich in der That das Gesicht.

»D, der häßliche Affe,« sagte Eine. —
»Eben so böshast, als häßlich,« versetzte eine Andere. — »Es ist der Teufel,« fügte eine Dritte hinzu.

»Ich habe das Unglück, bei der Kirche Notre-Dame zu wohnen; des Nachts höre ich ihn in der Dachrinne umherlaufen.« — »Mit den Katzen.« — »Er ist überhaupt immer auf den Dächern.« — »Er wirft uns beherte Sachen durch den Schornstein.« — »An einem andern Abend machte er mir ein Gesicht zu, an

meiner Luke. Ich hielt ihn für einen Menschen und fürchtete mich!«

»Ich bin überzeugt, daß er mit zur Heren-Versammlung geht. Ein Mal hat er einen Besen auf meinem Dache zurückgelassen.«

»D! das scheußliche Gesicht des Bückligen!«

»D! die schändliche Seele. Bah!« —

Die Männer im Gegentheil waren entzückt und gaben Beifall.

Quasimodo, der Gegenstand des Lärms, stand immer in der Thür der Kapelle, ernst und finster, und ließ sich bewundern.

Ein Schüler (Robin Pouffepain, glaube ich, war es) lachte ihm ein bißchen zu nahe in's Gesicht. Quasimodo sagte kein Wort, faßte ihn am Gürtel und warf ihn zehn Schritte weit quer durch's Gedränge.

Meister Copenole trat ihm ganz verwundert näher.

»Beim Kreuze Gottes! Heiliger Vater! Du hast wohl die schönste Häßlichkeit, die ich je gesehen habe. Du verdienstest Papst zu sein in Rom, wie in Paris.«

Bei diesen Worten legte er ihm freundlich die Hand auf die Schultern. Quasimodo rührte sich nicht. Copenole fuhr fort:

»Du bist ein Kerl, mit dem ich wohl Ap-



petit hätte, um die Wette zu schmausen, sollte es mir auch baar 12 Tournois ¹⁾ kosten. Was meinst Du?»

Quasimodo antwortete nicht.

»Beim Kreuze Gottes,« sagte der Schuster, »bist Du taub?»

Er war wirklich taub.

Unterdessen fing er an ungeduldig zu werden über Coppenole's Manieren, wandte sich plötzlich nach ihm hin, indem er so furchtbar die Zähne fletschte, daß der flamländische Riese zurückflog, wie ein Bullenbeißer vor einer Katze.

Darauf bildete sich um die seltsame Figur ein weiter Kreis, der wenigstens funfzehn Fuß im Halbmesser hatte, solchen Schrecken und solche Furcht schloßte er Allen ein. Eine alte Frau erzählte Meister Coppenole, daß er taub wäre.

»Taub!« sagte der Schuster mit seinem flamländischen Lachen, »beim Kreuze Gottes! dann ist er ein vollkommener Papst.«

»He! ich kenne ihn,« rief Johann, welcher endlich von seinem Kapital herabgestiegen war, um Quasimodo näher zu betrachten; »es ist der Glockenläuter meines Bruders, des Archidiaconus. — Guten Tag, Quasimodo!«

¹⁾ Ein Tournois bedeutet eine zu Tours geschlagene Münze, sowie ein Parisif, eine zu Paris geschlagene.



»Teufel in Menschengestalt!« sagte Robin Pouffepain, noch ganz mürbe von seinem Fall. »Er erscheint: da ist er bucklig. Er geht: es ist ein Säbelbein. Er sieht Dich an: er ist einäugig. Du redest mit ihm: er ist taub. Was macht er denn nun mit seiner Zunge, dieser Polypthem?«

»Er spricht, wenn er will,« sagte die Alte. »Er ist beim Läuten taub geworden. Stumm ist er nicht.«

»Das fehlt ihm noch,« bemerkte Johann.

»Und er hat ein Auge zuviel,« fügte Pouffepain hinzu.

»Nein,« bemerkte Johann scharfsinnig. »Ein Einäugiger ist weit unvollkommener als ein Blindder. Er weiß und sieht ja, was ihn zeichnet.«

Unterdessen hatten alle Bettler, alle Bedienten, alle Beutelschneider, im Verein mit den Studenten, aus dem Schranke der Parlamentschreiber in Procession die Tiare von Pappe und das Schlepplleid des Narrenpapstes herbeigeholt. Quasimodo ließ sich damit bekleiden, ohne eine Miene zu verziehen. Dann setzte man ihn auf einen buntscheckigen Tragsessel. Zwölf Beamte der Narrenbrüderschaft nahmen ihn auf ihre Schultern; und eine Art von bitterer, verächtlicher Freude sprach sich auf dem finstern



Gefichte des Cyklopen aus, als er unter seinen mißgestalteten Füßen alle diese Köpfe schöner, wohlgestalteter Menschen sah. Darauf setzte sich der lärmende, zerlumpte Zug in Bewegung, um erst der Sitte gemäß durch die Galerien des Palastes zu ziehen, bevor er durch die Straßen von Paris zog.

VI.

Die Esmeralda.

Wir freuen uns, unsern Lesern melden zu können, daß während dieses ganzen Auftrittes Gringoire und sein Stück Stand gehalten hatten. Seine Schauspieler, von ihm angespornt, hatten nicht aufgehört, seine Komödie fortzusetzen, und er hatte nicht nachgelassen, sie anzuhören. Er hatte bei dem Lärmen den Entschluß gefaßt, bis ans Ende fortzufahren, indem er die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, die Aufmerksamkeit des Publikums werde wieder zurückkehren. Dieser Hoffnungschimмер wurde noch mehr belebt, als er Quasimodo, Goppenole und die Begleitung des Narrenpapstes lärmend den Saal verlassen sah. Die Menge folgte ihnen. — »Gut,« sagte er bei sich selbst, »da gehen alle unruhigen Köpfe fort.« — Unglücklicherweise machten aber diese unruhigen

Köpfe das Publikum aus. In wenigen Minuten war der Saal leer.

Jedoch, die Wahrheit zu sagen, blieben noch einige Zuschauer hie und da im Saale zerstreut zurück: Weiber, Greise und Kinder, welche des tollen Lärmens satt sein mochten. Auch saßen noch einige Schüler im Getäfel der Fenster, und sahen auf den Platz hinunter.

»Nun gut!« dachte Gringoire, »da bleiben gerade noch genug übrig, um das Ende meines Mystariums anzuhören. Es sind wenige, aber es ist ein ausgewähltes, gebildetes Publikum.«

Kurz darauf blieb eine Symphonie aus, welche bei der Ankunft der heiligen Jungfrau den größten Effekt machen sollte. Gringoire bemerkte, daß seine Musik durch die Prozession des Narrenpapstes mit weggenommen war. —

»Nur weiter,« sagte er mit stoischem Gleichmuth.

Er nahte sich einer Gruppe von Bürgern, welche, wie es ihm vorkam, sich über sein Stück unterhielten. Er hörte aber nur folgendes Bruchstück ihrer Unterhaltung.

»Ihr kennt doch, Meister Chenetrau, das Hôtel Navarra, welches dem Herrn von Nemours gehörte?«

»Ja, der Kapelle von Braque gerade gegenüber.«

»Ganz recht! Der Fiscus hat es vor Kurzem an den Maler Wilhelm Alexander für 6 Livres, 8 Sol jährlich vermietet.«

»Wie doch die Mietthen theuer werden!«

»Weiter!« sagte Gringoire seufzend für sich; »die Uebrigen hören zu.«

»Kameraden,« rief plötzlich einer von den jungen Laffen im Fenster, »die Esmeralda! die Esmeralda ist unten auf dem Plaze!«

Dieses Wort brachte eine zauberähnliche Wirkung hervor. Alles, was im Saale zurückgeblieben war, stürzte nach den Fenstern, kletterte auf die Mauern, um zu sehen, und wiederholte: »Die Esmeralda! die Esmeralda!«

Zu gleicher Zeit hörte man draußen lauten, lärmenden Beifall.

»Was heißt denn das, die Esmeralda,« sagte Gringoire, indem er trostlos die Hände rang. »Mein Gott, es scheint jetzt die Reihe an die Fenster zu kommen.«

Er wandte sich nach der Marmortafel und sah, daß die Vorstellung ganz unterbrochen war. Es war gerade der Augenblick, wo Jupiter mit seinen Donnerkeilen erscheinen sollte. Jupiter aber stand ganz unbeweglich unten am Theater.

»Michel Giborne,« rief der aufgebrachte Dichter, »was machst Du da? Ist das Deine Rolle? Steige doch hinauf!«

»Ach,« sagte Jupiter, »ein Schüler hat uns eben die Leiter weggenommen.«

Gringoire sah hin; die Sache war leider nur zu wahr. Jede Verbindung zwischen dem Knoten seines Stückes und der Entwicklung desselben war abgeschnitten.

»Der Schurke!« murmelte er. »Und warum hat er diese Leiter weggenommen?«

»Um die Esmeralda zu sehen,« antwortete Jupiter mit kläglichem Stimm. »Er sagte: »halt, da ist eine Leiter, die nicht gebraucht wird;« und da nahm er sie weg.«

Das war der letzte Schlag. Gringoire empfing ihn mit Ergebung.

»Hole Euch der Teufel,« sagte er zu den Schauspielern, »und wenn ich bezahlt werde, sollt Ihr auch Geld haben.«

Darauf trat er mit gesenktem Haupte seinen Rückzug an, aber als der Letzte, wie ein General, der sich tapfer geschlagen hat. Indem er so die Wendeltreppe des Palastes hinunterstieg, murmelte er für sich: »Ein schöner Haufen Esel und dummer Tölpel, diese Pariser! Sie kommen, um ein Mysterium zu hören, und hören nichts! Sie beschäftigen sich mit Jedermann, mit Clopin Trouillefou, mit dem Cardinal, mit Coppenole, mit Quasimodo, mit dem

Teufel! aber nicht mit der heil. Jungfrau Maria. Wenn ich das hätte ahnen können Und ich komme, um Gesichter zu sehen, und sehe nichts als Rücken! Ich bin ein Dichter, und erlange nur das Schicksal eines Apothekers! Freilich hat Homer auch in den griechischen Marktflecken umher gebettelt, und Naso ist im Exil bei den Moscowitern gestorben. Aber mich soll der Teufel erwürgen, wenn ich begreife, was sie mit ihrer Esmeralda wollen! Was bedeutet denn dieses Wort? Es ist gewiß ägyptischen Ursprungs!«

Zweites Buch.

I.

Aus der Charybdis in die Scylla.

Die Nacht bricht im Januar früh herein. Die Straßen waren schon finster, als Gringoire den Palast verließ. Diese Dunkelheit gefiel ihm; es verlangte ihm darnach, eine dunkle und verlassene Straße aufzusuchen, um da seinem Nachdenken überlassen zu bleiben, und damit ihm die Philosophie den ersten Verband auf die dem Dichter geschlagene Wunde legen könnte. Die Philosophie war übrigens seine einzige Zuflucht, denn er wußte nicht, wo er die Nacht über bleiben sollte. Nach dem gänzlichen Mißlingen seines theatralischen Versuchs wagte er nicht zurückzukehren in seine bisherige Wohnung, in der Straße Grenier-sur-l'Eau; denn er hatte darauf gerechnet, vom Herrn Profosß für sein Epithalamium honorirt zu werden, und davon wollte er seinem Wirth, dem Meister Wilhelm Doulr-Sier, Pächter der Klauensteuer, die Mie-

the für 6 Monate, nämlich zwölf Pariser Sous bezahlen; zwölfmal mehr, als er im Vermögen hatte, sein Beinkleid, sein Hemd und seinen Hut mit eingerechnet. Nachdem er einen Augenblick über das Nachtlager, welches er wählen wollte, nachgedacht hatte, erinnerte er sich, in der vorhergehenden Woche an der Thür eines Parlamentsrathes einen Tritt bemerkt zu haben, bei dessen Anblick er bei sich bemerkte, daß dieser Stein ein herrliches Kopfkissen für einen Bettler oder Dichter abgeben könnte. Er dankte der Vorsehung, daß sie ihm diesen guten Gedanken eingegeben hatte; aber als er sich eben anschickte, über den Platz des Palastes zu gehen, um das winklige Labyrinth der Cité zu erreichen, wo noch heute zu Tage die alten Straßen mit ihren neun Stockwerke hohen Häusern durch einander laufen, bemerkte er die Proceßion des Narrenpapstes, welche auch eben das Palais verließ und quer über den Platz unter großem Geschrei und mit Fackelschein gerade auf ihn zu kam. Dieser Anblick riß wieder die seiner Eigenliebe geschlagenen Wunde auf; er entfloh. Bei der Bitterkeit seines dramatischen Mißgeschicks, schmerzte ihn alles, was ihn an das Fest des heutigen Tages erinnerte, und ließ ihn seine Wunde doppelt empfinden.

Er wollte den Weg über die St. Michaelsbrücke einschlagen; da liefen Kinder umher mit Zündlichtern und Schwärmern.

»Verdammt mit allen Feuerwerken!« sagte Gringoire, und wandte sich nach Pont au Change. Hier hatte man an die Häuser des Brückenkopfs drei Fahnen befestigt, welche den König, den Dauphin und Margarethe von Flandern darstellten, und sechs kleinere, auf welche die Portraits des Herzogs von Oestreich, des Cardinals von Bourbon, des Herrn von Beaujeu, der Prinzessin Johanne von Frankreich und des Bastards Bourbon, und ich weiß nicht, wessen Portraits noch sichtbar waren; das Ganze war durch Fackeln erleuchtet. Ein Haufen Menschenbewunderte dies alles.

»Glücklicher Maler Johann Fourbault!« sagte Gringoire mit einem starken Seufzer, und er wandte dem Schauspiel den Rücken zu. Eine Straße lag vor ihm, er fand sie so finster und verlassen, daß er hier allen Tönen und Strahlen des Festes zu entgehen hoffte; er ging hinein. Kurz darauf stieß sein Fuß an einen Gegenstand, er stolperte und fiel. Es war ein Bund Maien, welches die Parlamentschreiber am Morgen an die Thür eines Präsidenten des Parlaments zu Ehren der heutigen Festlichkeit niedergelegt hatten.

Gringoire ertrug mit Standhaftigkeit auch dieses neue Begegniß; er stand wieder auf und erreichte das Ufer des Flusses. Nachdem er das Bürger- und Criminal-Gefängniß im Rücken hatte, und längs der Mauer der königlichen Gärten hinunter gewandert war, auf dem ungepflasterten Ufer, wo ihm der Schmutz immer bis an die Knöchel reichte, kam er an die westliche Spitze der Cité, und betrachtete eine Zeit lang die Insel des Viehfährmanns, welche seitdem unter dem Pferde von Bronze und dem Pont-Neuf verschwunden ist. Die Insel erschien ihm wie eine schwarze Masse jenseits des schmalen weißen Uferarmes, der ihn davon trennte. Man errieth da beim Schimmer eines kleinen Lichts die Art von Hütte in Gestalt eines Bienenkorbes, wo der Fährmann sich des Nachts aufhielt.

Glücklicher Fährmann, dachte Gringoire; du denkst nicht an den Ruhm, und machst keine Hochzeitgedichte! Was kümmerst du dich um die Könige, welche sich vermählen, und um die Herzogin von Burgund! Und ich, ein Dichter, bin verhöhnt, und zittere vor Frost, bin zwölf Sous schuldig, und die Sohle meines Schuhs ist so durchsichtig, daß sie deiner Laterne als Glas dienen könnte. Habe Dank, Fährmann,

deine Hütte beruhigt mich, und läßt mich Paris vergessen.

Er wurde aus seiner fast lyrischen Begeisterung aufgeschreckt durch den Knall einer doppelten Petarde, welche plötzlich bei der überglicklichen Hütte losgeschossen wurde. Es war der Fährmann, welcher ebenfalls Theil nahm an der öffentlichen Freude, und sich selbst ein Feuerwerk gab.

Diese Petarde durchbebt Gringoire.

»Verdammtes Fest!« rief er aus, »willst du mich überall verfolgen? O mein Gott! sogar bis zum Fährmann hin.«

Darauf betrachtete er die Seine zu seinen Füßen, und eine furchtbare Versuchung reizte ihn.

»Ach!« sagte er, »gern wollte ich mich ertrinken, wenn das Wasser nur nicht so kalt wäre!«

Darauf faßte er einen verzweifelten Entschluß. Weil er nicht dem Narrenpapste, den Fahnen Johann Fourbault's, den Maienbündeln, den Zündlichtern und Petarden entgehen konnte, wollte er sich mitten in das Fest selbst hineinstürzen, und nach dem Grèveplatze eilen.

Wenigstens, dachte er, werde ich da einen Feuerbrand finden, um mich zu erwärmen, und

eine Krume von den drei großen Zuckerwappen zum Abendessen erlangen, welche man auf dem öffentlichen Credenztiſche der Stadt hat errichten laſſen.

II.

Der Greveplatz.

Nur eine kaum bemerkbare Spur von dem Greveplaz, wie er damals war, iſt heute zu Tage noch übrig. Dieſ iſt der kleine hübsche Thurm im nördlichen Winkel des Plazes, deſſen ſonſt ſcharf hervortretende Bildhauerarbeiten von unedlem Steinmörtel faſt verkleiſtert ſind, und der, wie alle alterthümlichen Façaden von Paris, unter dem ſchnellen Anwachs neuer Häuser vielleicht bald ganz verſchwinden wird.

Perſonen, welche, wie wir, nie über den Greveplaz gehen, ohne auf dieſes arme, zwiſchen zwei alten baufälligen Häuſern aus der Zeit Ludwig's XV. gleichſam erſtickte Thürmchen einen mitleidigen Blick zu werfen, werden ſich leicht vermittelſt ihrer Einbildungskraft die ehemals dazu gehörigen Gebäude wieder aufbauen, und ſich ſo eine Vorſtellung von dem ganzen gothiſchen Plaze des funfzehnten Jahrhunderts machen können.

Er bildete, wie noch jetzt, ein unregelmäßi-



ges Viereck, dessen eine Seite vom Duai begrenzt, die drei andern durch eine Reihe hoher, schmaler und düstere Häuser gebildet wurden. Am Tage konnte man die Mannigfaltigkeit dieser Gebäude bewundern, welche alle mit Bildnerarbeiten in Stein oder in Holz geschmückt waren, und eine vollständige Musterammlung der verschiedenen Häuserbauarten im Mittelalter darstellten. Des Nachts unterschied man von dieser Häusermasse nur die schwarzen Umrisse der Dächer, welche den Platz mit ihrer Kette spitziger Winkel einfaßten. Denn eine der Hauptverschiedenheiten der damaligen und der jetzigen Städte besteht darin, daß heut zu Tage die Vorderseite der Gebäude nach den Straßen und Plätzen zu gerichtet sind, und damals waren es die Giebel. Seit zwei Jahrhunderten haben die Häuser sich umgedreht.

Im Mittelpunkte der östlichen Seite des Platzes erhob sich ein mächtiger aus drei verschiedenen Häusern bestehender Bau. Er hatte drei Namen, welche seine Geschichte, seine Bestimmung und seine Bauart angeben: Das Dauphin-Haus, weil Karl V. als Dauphin darin gewohnt hatte; das Kaufhaus, weil es zum Stadthause diente; das Pfeilerhaus (*domus ad piloria*) wegen einer Reihe dicker Pfeiler, welche

feine drei Stockwerke unterstüzten. Hier fand man Alles, was eine Stadt wie Paris bedarf: eine Kapelle, um zu beten; ein Gerichtszimmer, um Audienz zu ertheilen, und des Königs Leute verb abzuführen; und auf den Dächern ein mit Schießbedarf wohl versehenes Arsenal. Denn die Bürger von Paris wissen, daß es nicht unter allen Verhältnissen ausreicht, in Ansehung der Privilegien der Stadt sich zu beschweren und zu bitten, sondern sie haben immer in einem Speicher des Stadthauses einige verrostete Gewehre im Rückhalte.

Der Greveplatz hatte schon damals das düstere Ansehen, welches ihm bis auf den heutigen Tag erhalten ist durch die schreckliche Erinnerung, welche er zurükrust, und durch das düstere Stadthaus, von Dominik Bocador erbaut, welches die Stelle des Pfeilerhauses eingenommen hat. Auch standen fortwährend auf diesem Platze ein Galgen und ein Schandpfahl dicht neben einander, und trugen nicht wenig dazu bei, um die Augen wegzuwenden von diesem verhängnisvollen Platze, wo so viele gesunde, lebenskräftige Wesen mit dem Tode gerungen haben; wo 50 Jahre später das Fieber des heiligen Vallier, diese Krankheit des Schreckens vor dem Schafot, entstehen mußte, die scheußlichste

von allen Krankheiten, weil sie nicht von Gott, sondern vom Menschen kommt.

Es ist ein trostvoller Gedanke (im Vorbeigehen sei es bemerkt), daß die Todesstrafe, welche vor dreihundert Jahren mit ihren eisernen Rädern, mit ihren steinernen Galgen mit allen ihrem Zubehör den Greveplatz, die Hallen, den Dauphineplatz, den Schweinemarkt, und wie sie alle heißen mögen, die Plätze und Gerichtsstätten versperrte, (die gerichtlichen Ertränkungen im Seine-Flusse noch nicht einmal mitgerechnet,) daß, sage ich, die Todesstrafe, nachdem sie nach und nach alle Stücke ihrer Rüstung und die Unzahl ihrer Todesarten, und ihre Tortur, wozu sie alle fünf Jahre im großen Chatelet ein neues ledernes Bette bedurfte, heut zu Tage fast ganz aus unsern Gesetzen und Städten verjagt ist, und von einem Gesetzbuch nach dem andern geächtet, von einem Plage nach dem andern vertrieben, in unserm ganzen großen Paris nur noch einen entehrten Winkel des Greveplatzes inne hat, nur noch eine erbärmliche, heimliche Guillotine, welche sich gleichsam zu fürchten scheint, daß sie auf der That ertappt werde, so schnell verschwindet sie, nachdem sie ihren Streich vollführt hat.

III.

Besos para Golpes. (Ein Kuß macht Schmerzen.)

Als Peter Gringoire auf dem Greveplatz ankam, war er ganz starr vor Kälte und Nässe. Er hatte den Weg über die Müllerbrücke eingeschlagen, um dem Menschengedrange auf den Pont-aux-Changes und den Gemälden Johann Fourbaults auszuweichen; aber die Räder aller bischöflichen Mühlen hatten ihn beim Hinübergang bespritzt, und sein Kittel war ganz durchnäßt; ja es kam ihn vor, als ob der Fall seines Stücks ihn noch frostiger machte. Deshalb eilte er, dem Freudenfeuer näher zu kommen, welches prachtvoll mitten auf dem Platze brannte. Aber eine beträchtliche Menge Menschen bildete rings um dasselbe einen dichten Kreis.

»Verdamnte Pariser!« sagte er für sich (denn Gringoire hatte als wahrer dramatischer Dichter die Eigenheit, Monologe zu halten), »wie sie mir das Feuer verschanzen! Und doch habe ich einen warmen Platz so nöthig; meine Schuhe lassen Wasser durch, und alle die verdamnten Mühlen, welche sich über mich ergossen haben! Der Teufel hole den Bischof von Paris mit seinen Mühlen! Ich möchte doch wissen, was ein Bischof mit einer Mühle macht! will er etwa

vom Bischof Müller werden? Wenn er dazu nur meines Fluches bedarf, so gebe ich ihm denselben, seiner Cathedrale und seinen Mühlen! Laß doch einmal sehen, ob die Schurken da sich nicht wollen stören lassen! Ich frage: was machen sie da? Sie wärmen sich; ein schönes Vergnügen! Sie sehen zu, wie ein paar Hundert Reisbündel brennen: ein schönes Schauspiel!«

Als er näher trat, bemerkte er, daß der Umkreis bei weitem größer war, als wenn er sich bloß am Feuer des Königs hätte wärmen wollen, und daß dieser Zusammenfluß von Zuschauern nicht allein durch die Schönheit von ein paar Hundert brennenden Reisbündeln herbeigezogen war.

In einem großen, zwischen dem Feuer und dem Gedränge frei gelassenen Raume tanzte ein junges Mädchen.

Ob dieses junge Mädchen ein menschliches Wesen war, oder eine Fee, oder ein Engel, das konnte Gringoire im ersten Augenblicke nicht entscheiden, ein so skeptischer Philosoph, und ironischer Dichter er auch war; so sehr bezauberte ihn diese blendende Erscheinung.

Sie war nicht groß, aber sie schien es zu sein, so kühn und schlank war ihr Wuchs. Sie war brunett, aber man errieth, daß am Tage



ihre Haut den schönen goldartigen Glanz der Andalusierinnen und Römerinnen haben mußte. Ihr Fuß war eben so andalusisch, denn ihre zierlichen Schuhe waren ihr wie angegossen. Sie tanzte, sie drehte sich auf einem alten persischen Teppich, welcher nachlässig unter ihren Füßen ausgebreitet war; und jedesmal, wenn beim Umdrehen ihre strahlende Gestalt vor Jemandem vorbeikam, schienen ihre schwarzen Augen blizende Strahlen zu schießen.

Rings um sie herum waren alle Blicke starr, alle standen mit aufgesperstem Munde; und in der That, während sie so tanzte, bei dem Schalle einer basckischen Trommel, welche ihre runden Arme über ihren zierlichen, zarten und lebendigen Kopf erhoben, mit ihrer faltenlosen Taille, ihrem sich blühenden bunten Gewande, mit ihren nackten Schultern, ihren zierlichen Beinen, welche auf Augenblicke sichtbar wurden, ihren schwarzen Haaren und Flammenaugen, — es war ein übernatürliches Geschöpf.

Wahrlich, dachte Gringoire, das ist eine Salamandrin, eine Nymphe, eine Göttin, eine Bacchantin vom menaischen Berge.

In diesem Augenblicke löste sich eine Haarflechte der Salamandrin, und ein Stück Kupfer,



welches daran befestigt war, rollte auf die Erde.

»Ach! nein!« sagte er, »es ist eine Zigeunerin.«

Alle Täuschung war verschwunden.

Sie fing wieder an zu tanzen; sie nahm von der Erde zwei Degen auf, deren Spitzen sie auf ihre Stirn setzte und welche sie nach einer Richtung hin umdrehte, während sie selbst sich nach der andern drehte; sie war in der That eine Zigeunerin. Aber so entzaubert auch Gringoire war, das Ganze dieses Gemäldes war nicht ohne zauberischen Reiz, das Freudenfeuer erleuchtete die Scene mit einem grellen, rothen Lichte, welches auf den Gesichtern des dichtgedrängten Kreises, auf der braunen Stirn des jungen Mädchens erglänzte, und im Hintergrunde des Plazes auf die alte, schwarze Vorderseite des Pfeilerhauses auf der einen, und auf die Arme des steinernen Galgens auf der andern Seite einen blassen Widerschein warf, welcher von hind- und herschwankenden Schatten hie und da verdunkelt wurde.

Unter den tausend Gesichtern, welche diese Beleuchtung mit Scharlach färbte, war eins, welches in die Betrachtung der Tänzerin noch tiefer versunken zu sein schien, als alle übrigen.

Es war die strenge, ruhig und düster aussehende Gestalt eines Mannes. Dieser Mann, dessen Anzug durch die ihn umgebende Menge versteckt war, schien erst fünfunddreißig Jahr alt zu sein; dennoch war sein Kopf kahl; kaum bemerkte man an den Schläfen einzeln stehende und schon greise Haare; seine breite und hohe Stirn fing an sich mit Runzeln zu bedecken; aber in seinen eingefunkenen Augen erglänzte eine außerordentliche, jugendliche Flamme, ein feuriges Leben, eine tiefe Leidenschaft. Er hielt sie unaufhörlich auf die Zigeunerin geheftet, und während das junge sechzehnjährige Mädchen zum Vergnügen Aller tanzte und umhersprang, schienen seine Gedanken immer finsterner zu werden. Von Zeit zu Zeit begegneten sich auf seinen Lippen ein Lächeln und ein Seufzer, aber das Lächeln war schmerzlicher als der Seufzer.

Das junge Mädchen hielt endlich ein mit Tanzen, und das Volk klatschte ihm freudig Beifall. — »Schali!« sagte die Zigeunerin.

Da sah Gringoire eine kleine, weiße, muntere Ziege mit vergoldeten Hörnern, Füßen und Halsband herbeispringen, welche er noch nicht bemerkt hatte, da sie bis dahin auf der einen Ecke des Teppichs gelegen, und ihrer Herrin hatte tanzen zugeesehen.



»Dschali,« sagte die Zigeunerin, »jetzt ist die Reihe an dir!«

Indem sie sich niedersetzte, hielt sie ihrer Ziege die baskische Trommel hin.

»Dschali,« fuhr sie fort, »welchen Monat des Jahres haben wir gegenwärtig?«

Die Ziege hob ihren Vorderfuß auf, und schlug einmal auf die Trommel. Man hatte in der That den ersten Monat. Der Beifall der Menge ertönte.

»Dschali,« sagte das junge Mädchen und drehte ihre Trommel anders herum, welchen Monatstag haben wir?« — Dschali erhob ihren vergoldeten Fuß, und that sechs Schläge auf die Trommel.

»Dschali,« fuhr die Zigeunerin fort, indem sie ihrer Trommel eine neue Lage gab, »welche Tagesstunde haben wir.«

Dschali klopfte sieben Mal. In demselben Augenblicke schlug die Uhr des Pfeilerhauses sieben.

Das Volk war ganz verwundert.

»Darunter steckt Hererei!« rief eine Stimme im Gedränge. Es war der Rahlkopf, welcher nicht abließ, die Zigeunerin mit seinen Augen zu verfolgen.

Sie fuhr zusammen, und wandte sich ab;

aber der plötzlich losbrechende Beifall verdeckte den mürrischen Ausruf.

Er verlöschte ihn sogar in ihrer Seele so vollkommen, daß sie fortfuhr, ihre Ziege anzureden: — »Oschali, wie macht es der Hauptmann der Pistolenschützen der Stadt, Meister Guichard Grand-Remy, bei der Lichtmessprozession?«

Oschali richtete sich auf ihren Hinterpfoten auf, fing an zu meckern, und ging mit einer so hübschen Gravität umher, daß der ganze Umkreis der Zuschauer laut an zu lachen fing bei dieser komischen Darstellung der interessirten Frömmel des Hauptmanns der Pistolenschützen.

»Oschali,« nahm das junge Mädchen, dreifacher gemacht durch den wachsenden Beifall, wieder das Wort, »wie predigt Meister Jakob Charmolue, Procurator des Königs am Gerichtshofe der Kirche?«

Die Ziege setzte sich auf ihr Hintertheil, fing an zu meckern und bewegte ihre Vorderpfoten auf eine so sonderbare Weise, daß außer dem schlechten Französisch und Latein, Gesticulation, Betonung und Stellung dem Jakob Charmolue nachgemacht schienen.

Die Zuschauer riefen aus allen Kräften: »Bravo!«

Aber die Stimme des Kahlkopfs ließ sich wieder vernehmen: »Sacrilegium! — Entweihung des Heiligen!« rief sie.

Die Zigeunerin drehte sich noch einmal um. »Ach!« sagte sie, »es ist der grobe Mensch!« Dann zog sie ihre Unterlippe über die Oberlippe, und machte eine Miene, wie sie ihr eigenthümlich zu sein schien, drehte sich auf ihrer Ferse im Kreise herum, und fing an in ihrer baskischen Trommel die Geschenke der Menge einzusammeln.

Es regnete große und kleine Weißpfennige, Schild- und Adlerpfennige. Mählich ging sie vor Gringoire vorbei. Dieser steckte seine Hand so dreist in seine Tasche, daß sie stehen blieb. — »Den Teufel!« sagte der Dichter, indem er auf dem Grunde seiner Tasche die Realität, d. h. den leeren Raum fand. Unterdessen stand das hübsche Mädchen da, betrachtete ihn mit ihren großen Augen, hielt ihm ihre Trommel hin und wartete. Gringoire schwitzte dicke Angsttropfen.

Wenn er Peru in seiner Tasche gehabt hätte, gewiß er hätte es der Tänzerin gegeben; aber einmal besaß er es nicht, und zweitens war Peru damals noch nicht entdeckt.

Glücklicherweise kam ein unerwartetes Ereigniß ihm zu Hülfe.



»Wirst Du dich fortpacken, ägyptische Heuschrecke?« rief eine durchdringende Stimme vom finstersten Winkel des Platzes her. Das junge Mädchen drehte sich erschrocken um. Dies war nicht mehr die Stimme des Kahlkopfs, sondern eine Weiberstimme.

Dieser Ruf, welcher die Zigeunerin erschreckte, belustigte einen Haufen Kinder, welcher in der Nähe umherstrich.

»Es ist die Klausnerin vom Rolands-thurm,« riefen sie laut lachend, »es ist die Büßende, welche schilt. Hat sie etwa nichts zu Abend gegessen? Kommt, wir wollen ihr etwas bringen vom Credenzische der Stadt.«

Alle stürzten nach dem Pfeilerhause hin.

Indessen hatte Gringoire die Verwirrung benutzt, um sich unsichtbar zu machen. Das Geschrei der Kinder erinnerte ihn, daß er noch nicht zu Abend gegessen hatte. Er lief daher zum Büffet hin. Aber die kleinen Schurken hatten bessere Beine, als er; als er hinkam, hatten sie reine Bahn gemacht. Er fand auf der Mauer nur noch die schlanken Lilien, mit Rosen vermischt, welche 1434 von Mathieu Biterne dahin gemalt waren. Das war ein mageres Abendessen.

Es ist unangenehm, wenn man sich zu

Bette legen muß, ohne zu Abend gegessen zu haben, aber noch weniger lachend ist die Aussicht, nicht zu Abend zu essen, und keinen Ort zu wissen, wo man sich niederlegen kann. Gringoire hatte diese Aussicht. Kein Brot, keine Schlafstätte; er sah sich von allen Seiten durch die Noth bedrängt, und er fand diese Noth sehr lästig. Er hatte schon seit langer Zeit die Wahrheit entdeckt, daß Jupiter die Menschen in einem Anfall von Misanthropie erschaffen habe, und daß während des ganzen Lebens des Weisen, sein Schicksal seine Philosophie im Belagerungszustande erhält. Was ihn betraf, so hatte er die Blokade noch nie so vollständig gesehen; er hörte seinen Magen die Schamade schlagen, und er fand es sehr übel angebracht, daß das boshafte Schicksal seine Philosophie an der Hungerseite faste.

Diese melancholischen Gedanken bemächtigten sich seiner mehr und mehr, als plötzlich ein seltsamer, obgleich anmuthsvoller Gesang ihn aus jenen Träumereien weckte. Die junge Aegypterin sang.

Es verhielt sich mit ihrer Stimme eben so, wie mit ihrem Tanze und ihrer Schönheit. Es lag etwas unbeschreiblich Reizendes, etwas Reines, Wohlklingendes, Ueberirdisches oder gleich-

sam Geflügeltes darin. Es waren vom Herzen kommende Töne, unerwartete Melodien und Cadenzen, einfache, musikalische Gedanken, von geschärften und gleichsam pfeifenden Noten unterbrochen; Sprünge, in denen aber doch immer Harmonie lag, dann weiche Octavengänge, welche auf und niedersanken, wie der Busen der jungen Sängerin. Ihr schönes Gesicht folgte mit einer besondern Beweglichkeit allen Capriccios ihres Gesanges von der tollsten Ausgelassenheit bis zur keuschesten Würde. Man konnte sie bald eine Wahnsinnige, bald eine Königin nennen.

Die Worte, welche sie sang, gehörten einer Gringoire unbekanntem Sprache an, welche ihr selbst unverständlich zu sein schien, so wenig vertrug der Ausdruck ihres Gesanges sich mit dem Sinne der Worte.

Dieser Gesang des Zigeunermädchens hatte Gringoire in seinen Träumereien gestört. Er hörte ihr mit Entzücken und mit einer Art von Vergessenheit zu. Seit mehreren Stunden fühlte er zum ersten Male seine Leiden nicht.

Der Augenblick war von kurzer Dauer. — Dieselbe Weiberstimme, welche den Tanz der Zigeunerin unterbrochen hatte, unterbrach auch ihren Gesang.

»Wirst Du schweigen, Höllen-Grille?« rief sie von demselben dunkeln Winkel des Platzes her. — Die arme Grille blieb stecken. Gringoire hielt sich die Ohren zu.

»Ach!« rief er aus, »die verfluchte zahnlose Säge zertrümmert die Lyra.«

Auch die übrigen Zuschauer murrten wie er: »Zum Teufel mit der Bißenden!« sagte mehr als Einer. Und der alten, unsichtbaren Störerin des Festes hätten ihre Angriffe auf die Zigeunerin schlecht bekommen können, wenn die Zuschauer nicht in demselben Augenblicke durch die Proceßion des Narrenpapstes von ihr abgezogen wären. Diese hatte eine Menge von Gassen und Straßen durchzogen und ergoß sich jetzt auf den Greve-Platz mit allen ihren Fackeln und ihrem ganzen höllischen Lärm.

Diese Proceßion, welche unsere Leser aus dem Palais haben abziehen sehen, hatte sich unterwegs geordnet und recrutirt mit allen Gannern, müßigen Dieben und disponibeln Bagabonden, welche es in Paris gab; so bot sie also einen respektablen Anblick dar, als sie auf dem Greve-Platz ankam.

Voran zog Aegypten. Der Herzog von Aegypten an der Spitze, zu Pferde, mit seinen Grafen, welche zu Fuße gehend ihm den Saum

und die Steigbügel hielten; hinter ihnen die Aegypter und Aegypterinnen durch einander, mit kleinen, schreienden Kindern auf den Schultern, und alle, Herzog, Grafen, das gemeine Volk zerlumpt und mit Flittergold behängt. Dann folgte das Königreich Argot: das heißt, alle Diebesgenossen Frankreichs, nach den Stufen ihrer Würde aufgestellt, die Geringern den Bedeutendern vorangehend. So zogen sie 4 Mann hoch vorüber, mit den verschiedenen Abzeichen ihrer Würde in dieser seltsamen Facultät, die Meisten hinkend, Andere einarmig, nach den verschiedenen Zweigen ihres Gauner=Berufs, deren Aufzählung einen Homer ermüden würde. Im Mittelpunkte der Vorsteher und Erz=Beisitzer unterschied man mit Mühe den König von Argot, den großen Kosroes, welcher auf einem kleinen, von 2 Hunden gezogenen Karren saß. Dann folgte das Kaiserreich Galiläa. Wilhelm Rousseau, der Kaiser dieses Reiches, ging voll Majestät in seinem mit Wein besleckten Purpurmantel einher; dicht hinter den Possenreißern, welche sich gegenseitig neckten und Bocksprünge machten; umringt von den Scepterträgern, den Beisitzern und den Schreibern seiner Rechnungskammer. Endlich kam die Innung der Parla=

mentschreiber, mit blumenbekränztem Mai, mit ihren schwarzen Mänteln, mit ihrer eines Herentanzes würdigen Musik und ihren dicken, gelben Wachskerzen. Im Mittelpunkte dieses Haufens trugen die Groß-Beamten der Narrenbrüderschaft auf ihren Schultern einen Tragfessel, der weit mehr mit Wachskerzen überladen war, als der Reliquienkasten der heiligen Genoveva zur Zeit der Pest, und auf diesem Tragfessel erschien, mit dem Bischofsstabe und der Mitra geschmückt, der neue Narrenpapst, der Glockenläuter von Notre-Dame, Quasimodo der Bucklige.

Eine jede Abtheilung dieser abenteuerlichen Proceßion hatte ihre besondere Musik. Die Aegypter ließen ihre Balaso's ¹⁾ und afrikanischen Trommeln ertönen. Die Genossen von Argot, ein sehr wenig musikalischer Stamm, führten Violen, Bockshörner und gothische, dreiseitige Geigen, wie sie im 12. Jahrhundert sich fanden. Das Kaiserthum Galiläa war nicht viel weiter in der Musik; kaum unterschied man hier den kläglichen Ton einer Fiedel aus dem Kindesalter der Kunst, welche

¹⁾ Balaso, ein musikalisches Instrument der Neger, eine Art von Strohfiedel.



noch auf die 3 Töne re-la-mi ²⁾ beschränkt war. Aber um den Narrenpapst entfalteteten sich in großartigen Mißklängen alle musikalischen Reichthümer dieser Periode. Es waren Diskant-, Alt- und Tenorgeigen, ohne die Flöten und Blechinstrumente mitzurechnen. Unsere Leser werden sich erinnern, daß dies Gringoire's Orchester war.

Es ist schwer, eine Vorstellung zu geben von dem Grade stolzer und seliger Freude, zu welchem das traurige und scheußliche Gesicht Quasimodo's auf dem Wege von dem Palaste bis zum Greve-Platz sich erhoben hatte. Dies war der erste Genuß der Eigenliebe, den er jemals gehabt hatte. Bis dahin kannte er nur Erniedrigung, Verachtung gegen seinen Zustand und Ekel vor seiner Person. So taub er auch war, verschlang er doch gleichsam den Beifallsruf dieser Menge, welche er haßte, weil er sich von derselben gehaßt wußte. War sein Volk auch nur ein Zusammenfluß von Narren, Lahmen, Dieben und Bettlern, was that das? es war doch immer ein Volk und er ein Herrscher. Auch nahm er für baaren Ernst alle diese ironischen Beifallsäußerungen, alle diese

²⁾ Diese Art Geigen hatten nur 3 Saiten, mit den Tönen re-la-mi, d. h. d, h und g.

spöttischen Ehrenbezeugungen. Jedoch müssen wir bemerken, daß sich von Seiten der Menge doch immer etwas wirkliche Furcht darein mischte. Denn der Bucklige war stark, der Säbelbeinige war behend, und der Taube war böshaft; drei Eigenschaften, welche das Spaßhafte verminderten.

Uebrigens sind wir weit entfernt, zu glauben, daß der neue Narrenpapst sich selbst Rechenhaft ablegte; so wenig von den Gefühlen, welche er hatte, als von denen, welche er einflöste. Der Geist, welcher in diesem mangelhaften Körper wohnte, hatte selbst etwas Unvollkommenes und Taubes angenommen. Daher war das, was er in diesem Augenblicke empfand, für ihn durchaus unbestimmt, unklar und verworren. Nur die Freude blickte durch und der Stolz herrschte vor.

Nicht ohne Erstaunen und Schrecken sah man daher plötzlich in dem Augenblicke, in welchem Quasimodo, in dieser halben Trunkenheit, im Triumphe vor dem Pfeiler-Hause vorbeikam, einen Menschen aus dem Gedränge hervorstürzen, und ihm, mit den Ausdrücken des Jornes, seinen Bischofsstab von vergoldetem Holze, das Abzeichen seiner päpstlichen Würde, aus den Händen reißen.



Dieser Berwegene war der Kahlkopf, welcher kurz vorher das arme Zigeunermädchen mit seinen drohenden und gehässigen Worten in Schrecken gesetzt hatte. Er war in eine geistliche Tracht gekleidet. Gringoire, welcher ihn bis jetzt nicht bemerkt hatte, erkannte ihn wieder. — »Halt!« sagte er mit dem Ausruf des Erstaunens, »das ist mein Herr und Meister, Don Claude Frollo, der Archidiaconus! Was Teufel hat er mit dem groben Einäugigen zu schaffen. Er wird sich der Gefahr aussetzen, von ihm verschlungen zu werden.«

Ein Schreckensgeschrei erhob sich in der That. Der furchtbare Quasimodo hatte sich von der Tragbahre niedergestürzt, und die Weiber wandten ihre Blicke weg, um nicht zu sehen, wie der Archidiaconus in Stücke zerrissen würde.

Er that einen Sprung nach dem Priester, erkannte ihn und fiel vor ihm auf die Knie. Der Priester riß ihm seine Tiare ab, zerbrach ihm seinen Bischofsstab und zerriß seine Krone von Flittergold.

Quasimodo blieb auf den Knieen liegen, senkte den Kopf zur Erde und faltete die Hände. Darauf schien sich zwischen Beiden eine seltsame Unterredung durch Zeichen und

Gelehrden zu entspinnen, denn weder der Eine noch der Andere sprach ein Wort; der Priester, aufrecht stehend, erzürnt, drohend und herrschend; Quasimodo demüthig auf der Erde liegend und flehend. Und doch war es gewiß, daß Quasimodo den Priester mit dem Daumen hätte zermalmen können.

Endlich, nachdem der Archidiaconus Quasimodo's Schulter heftig geschüttelt hatte, machte er ihm ein Zeichen, aufzustehen und ihm zu folgen.

Quasimodo stand auf. — Darauf wollte die Narren-Brüderschaft, nachdem das erste Staunen vorüber war, ihren so plöglich entthronten Papst vertheidigen. Die Aegyptier, die Argotiers und die ganze Parlamentschreiberschaft umstellten drohend den Priester.

Quasimodo aber trat vor ihn, ließ die Muskeln seiner athletischen Fäuste spielen und sah die Angreifenden mit dem Zähnefletschen eines gereizten Ziegers an.

Der Priester nahm seine düstere Würde wieder an, gab Quasimodo ein Zeichen und ging schweigend fort. Quasimodo ging vor ihm her und machte Bahn durch das Gedränge.

Als sie durch die Volksmasse hindurch und über den Platz geschritten, wollte der



Schwarm der Neugierigen und Müßigen ihnen folgen. Quasimodo bildete nun die Arrieregarde, folgte dem Archidiaconus rücklings, wie ein grimmiger, vorstiger, die Hauer zeigender Eber, indem er mit einer Bewegung und einem Blicke den Haufen bald hier bald dorthin zurückscheuchte.

Man ließ sie Beide in eine enge und finstere Straße hineinziehen, wo Niemand sich nach ihnen hineinwagen wollte, so sehr verzehnte der bloße Gedanke an den grimmigen Quasimodo ihren Eingang.

»Wahrhaftig, das ist wunderbar,« sagte Gringoire; »aber wo Teufel finde ich was zu essen?«

IV.

Wie ungeschicklich es ist, einem hübschen Frauenzimmer Abends auf der Straße nachzugehen.

Gringoire hatte sich angeschickt, ganz auf's Gerathewohl der Zigeunerin zu folgen. Er hatte sie mit ihrer Ziege den Weg in die Straße de la Coutellerie einschlagen sehen; er ging ebenfalls in diese Straße. Warum nicht? fragte er sich selbst. Gringoire, ein praktischer Philosoph der Straßen von Paris, hatte die Bemerkung gemacht, daß nichts das dichterische Träu-

men so befördert, als wenn man einem hübschen Frauenzimmer nachgeht, ohne daß man weiß, wohin sie geht. In dieser freiwilligen Entäußerung seines freien Willens, in dieser Phantasie, welche sich einer andern unterwirft, ohne daß diese es weiß, lag eine Mischung von fantastischer Unabhängigkeit und blindem Gehorsam, ein Mittel Ding von Slaverei und Freiheit, welche Gringoire, einem seiner Natur nach gemischten und unentschiedenen Geiste, gefiel. Er verglich sich selbst gern mit Mahomets Sarge, welcher nach verschiedenen Seiten von 2 Magneten angezogen wird, und ewig zwischen der Höhe und Tiefe, zwischen der Decke und dem Boden schwebt.

Wenn Gringoire in unsern Tagen lebte, wie schön würde er das Mittel zwischen dem Classischen und Romantischen halten!

Er ging also, ganz seinem Nachdenken sich überlassend, hinter dem jungen Mädchen her, welche ihre Schritte beschleunigte und ihre hübsche Biege in Trott setzte, als sie bemerkte, daß die Bürger nach Hause zurückkehrten, und die Weinschenken, die einzigen Buden, welche an diesem Tage offen gestanden hatten, geschlossen wurden.

Sie muß doch wohl, dachte er ungesähr,

irgendwo wohnen; die Zigeunerinnen haben ein guter Herz. — Wer weiß?... Und in seinem Geiste bildeten sich nach diesem Fragezeichen, ich weiß nicht, welche liebliche Vorstellungen.

Sedoch von Zeit zu Zeit, wenn er vor den letzten Gruppen der Bürger, welche ihre Hausthüren verschlossen, vorbeiging, erhaschte er irgend ein Bruchstück ihrer Unterhaltung, welches dann die Verkettung seiner lachenden Hypothesen durchriß.

Hier waren es zwei Greise, welche zusammentrafen.

»Meister Thibaut Fernicle, wißt Ihr was? Es ist kalt.«

(Gringoire wußte das schon seit dem Anfange des Winters.)

»Ja wohl, Meister Bonifaz Disome! Werden wir wohl wieder einen Winter haben wie vor drei Jahren, anno 80, als das Holz die Last 8 Sous kostete?«

»Bah! das ist noch nichts, Meister Thibaut, gegen den Winter von 1407, wo es von Martinstag bis Lichtmessen froh! und so arg, daß die Feder des Parlamentsregistrators von drei Worten zu drei Worten im großen Saale einfroh! dadurch wurde sogar das Registriren des Gerichtshofes unterbrochen.«

Noch weiter hin waren es Nachbarinnen an ihren Fenstern mit Lichtern, welche, vom Nachtreif angefeuchtet, knisterten.

»Hat Euch Euer Mann das Unglück erzählt, Mademoiselle La Boudraque?«

»Nein; was ist es denn, Mademoiselle Turquant?«

»Das Pferd des Herrn Gilles Gobin, Notars im Chatelet, ist bei der Procession der Flamländer wild geworden und hat den Paizenbruder bei den Cölestinern, Meister Phillipot Avrillot, abgeworfen.«

»Wahrhaftig?« — »Allerdings.« — »Ein Bürgerpferd! das ist stark. Wenn es ein Ritterpferd wäre; nun meinestwegen!«

Die Fenster schlossen sich. Aber Gringoire hatte nichts desto weniger den Faden seiner Gedanken verloren.

Glücklicherweise fand er ihn schnell wieder und knüpfte ihn mit leichter Mühe wieder an. Dank sei es der Zigeunerin, Dank der niedlichen Dshali, welche beizusammen vor ihm hergingen; zwei allerliebste, zarte Geschöpfe, deren kleine Füße, hübsche Formen und zierliche Manieren er bewunderte, indem er sie fast mit einander verwechselte.

Die Straßen wurden jedoch mit jedem

Augenblicke dunkler und öder. Die Feierylocke hatte schon lange geschlagen und man begegnete nach gerade nur selten einem Vorbeigehenden auf der Straße, oder einem Lichte in den Fenstern. Gringoire hatte sich bei der Verfolgung der Zigeunerin in das Labyrinth von Straßen, Ecken und Sackgassen eingelassen, welches das alte Grabmal des St. Innocens umgibt, und einem Gebind Garn ähnlich ist, welches eine Raze verzerrt hat. — »Das sind einmal Straßen ohne Logik!« sagte Gringoire, verloren in den tausend Umwegen, welche wieder in sich selbst zurückführten, wo aber das junge Mädchen ohne sich zu besinnen und mit schnellen Schritten einen Weg verfolgte, der ihr sehr bekannt zu sein schien. Was ihn betraf, so würde er durchaus nicht gewußt haben, wo er war, wenn er nicht im Vorbeigehen, durch eine Seitenstraße hindurch, die achteckige Masse des Schandpfahls der Hallen bemerkt hätte, dessen schwarze Umrisse durch ein aus der Straße Verdelot fallendes Streiflicht erleuchtet waren.

Seit wenigen Augenblicken hatte er die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens auf sich gezogen, sie hatte mehrmals ihren Kopf nach ihm umgedreht, sie war sogar einmal stehen geblieben und hatte einen aus einem Bäckerla-

den fallenden Lichtschein benutzt, um ihn vom Kopf bis zu den Füßen zu betrachten; darauf hatte Gringoire jenes ihr eigenthümliche Aufwerfen der Unterlippe an ihr bemerkt, worauf sie weiter ging.

Gringoire folgte ihr jetzt in einer weitem Entfernung. Möglich, als er sie beim Umbiegen um eine Straßenecke aus dem Gesichte verloren hatte, hörte er sie einen durchdringenden Schrei ausstoßen. Er eilte vorwärts.

Die Straße war ganz finster. Jedoch eine Dellampe, welche in einem eisernen Käfig im Winkel der Straße zu den Füßen einer heiligen Jungfrau brannte, ließ Gringoire die Zigeunerin bemerken, welche mit zwei Männern rang, die ihr Hilsgeschrei zu ersticken sich bemühten. Die kleine Ziege ließ ganz erschreckt die Hörner sinken und meckerte.

»Auf mich, meine Herren von der Wache!« rief Gringoire und eilte muthig vor. Der eine der beiden Männer, welche das Mädchen hielten, wandte sich nach ihm hin. Es war die furchtbare Gestalt Quasimodo's.

Gringoire ergriff zwar nicht die Flucht, aber er that keinen Schritt weiter vor. Quasimodo kam auf ihn zu, warf ihn mit einer Bewegung seiner Hand vier Schritt weit weg

auf den Boden, eilte dann wieder schnell in den Schatten zurück und trug das junge Mädchen auf seinem Arme wie eine seidene Schärpe mit sich fort. Sein Gefährte folgte ihm und die kleine Ziege mit ihrem kläglichen Meckern lief hinter ihnen allen her.

»Mörder! Mörder!« schrie die unglückliche Zigeunerin.

»Halt da! Ihr Elenden, und laßt mich das Mädchen los!« rief plötzlich mit einer Donnerstimme ein Reiter, welcher aus einer benachbarten Straßenecke hervorbrach.

Es war ein Hauptmann der königlichen Häfcher, vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet. Er riß die Zigeunerin aus den Armen des erstaunten Quasimodo, legte sie quer über seinen Sattel, und in dem Augenblicke, wo der furchtbare Bucklige, der sich von seiner Ueberaschung erholt hatte, auf ihn losstürzte, um ihm seine Beute wieder abzunehmen, erschienen 15 bis 16 Häfcher mit dem Säbel in der Faust, welche ihrem Hauptmanne folgten. Es war eine Patrouille, welche auf Befehl des Herrn Robert d'Estouteville, des Befehlshabers von Paris, durch die Straßen zog.

Quasimodo wurde umringt, ergriffen und geknebelt; er brüllte, schäumte, biß um sich,

und wenn es heller Tag gewesen wäre, so würde wahrscheinlich sein durch den Zorn noch mehr entstelltes Gesicht die Wache in die Flucht gejagt haben. Aber in der Nacht war er seiner furchtbarsten Waffe, seiner Häßlichkeit, beraubt.

Sein Gefährte war während des Kampfes verschwunden.

Die Zigeunerin richtete sich mit Anstand auf dem Sattel des Offiziers in die Höhe, stützte ihre beiden Hände auf die Schultern des jungen Mannes und sah ihn einige Secunden lang starr an, gleichsam entzückt über sein hübsches Gesicht und die Hilfe, welche er ihr geleistet hatte. Dann brach sie das Schweigen zuerst und sagte zu ihm, indem sie ihre liebliche Stimme noch lieblicher machte:

»Wie heißt Ihr, Herr Soldat?«

»Capitain Phobus de Chanteaupers, Euch zu dienen, meine Schöne,« antwortete der Officier, indem er sich umwandte.

»Habt Dank!« sagte sie, sprang dann plötzlich vom Pferde herab und entfloß schneller wie ein Bliß.

»Beim Nabel des Papstes!« sagte der Capitain, indem er die Banden Quasimodo's noch



feſter anziehen ließ, »ich hätte lieber das Mädchen behalten.«

»Was meint Ihr, Capitain,« ſagte einer der Häſcher, »die Graſmücke iſt weggeſlogen und die Fledermaus iſt uns geblieben.«

V.

Folgen der Unſchicklichkeit.

Gringoire war ganz betäubt von ſeinem Falle auf dem Boden vor der Madonna im Winkel liegen geblieben. Nach und nach bekam er ſeine Beſinnung wieder; er befand ſich anfangs in einem halb wachenden, halb träumeriſchen Zuſtande, in welchem die luſtigen Bilder der Zigeunerin und ihrer Ziege ſich mit der ſchweren Fauiſt Quaiſimodo's verwebten. Dies dauerte nicht lange. Ein ziemlich lebendiger Eindruck von Kälte an dem Theile ſeines Körpers, welcher mit dem Boden in Berührung ſtand, erweckte ihn ganz und ließ ſeinen Geiſt wieder auf die Oberfläche zurückkommen. — Woher kömmt mir dieſe Friſche? fragte er bei ſich ſelbſt. Er bemerkte, daß er faſt mitten in der Goffe lag.

Hole der Teufel den buclligen Cyklopen! murmelte er zwiſchen ſeinen Zähnen und verſuchte aufzuſtehen. Aber er war zu ſehr betäubt

und gelähmt; er mußte wohl an seinem Platze bleiben. Da er übrigens die Hand ziemlich frei hatte, hielt er sich die Nase zu und ergab sich in sein Schicksal.

Der Koth von Paris, dachte er, ist ganz besonders stinkend; er muß viel flüchtiges und nitroses Salz enthalten. Das ist auch die Meinung des Meisters Nicolaus Flamel und der Alchymisten ...

Das Wort Alchymisten brachte ihm plötzlich den Archidiaconus Claude Frollo vor die Seele. Er erinnerte sich des gewaltsamen Auftritts, wovon er eben Zeuge gewesen war, zugleich fiel ihm ein, daß die Zigeunerin mit zwei Männern rang, daß Quasimodo einen Gefährten hatte, und die finstere, stolze Gestalt des Archidiaconus trat vor seine Einbildungskraft. — Das wäre seltsam! dachte er, und fing an, auf dieser gegebenen Grundlage das phantastische Gebäude seiner Hypothesen, dieser philosophischen Kartenhäuser, aufzuführen. Möglich aber kam er wieder zur Wirklichkeit zurück und rief aus: »Ich erfriere!«

Der Platz wurde in der That immer weniger haltbar. Jedes Wassertheilchen der Gasse nahm ihm ein Theilchen Wärme mit weg und die Temperatur seines Körpers und die der

Gosse fingen an, ihr gegenseitiges Gleichgewicht auf eine für Gringoire empfindliche Weise herzustellen.

Ein Verdruß ganz anderer Art stürmte dabei plötzlich auf ihn ein. Ein Haufe jener kleinen barfußigen Jungen, welche zu jeder Zeit unter dem ewigen Namen garins auf dem Pariser Pflaster umhergelaufen sind, kam plötzlich in die Gasse, in welcher Gringoire lag, mit einem Lachen und Schreien, welches verrieth, daß sie sich sehr wenig um den Schlaf der Nachbarn kümmerten. Sie schleppten hinter sich her einen unförmlichen Sack, und das Klappern ihrer Holzpantoffeln allein wäre hinreichend gewesen, einen Todten zu erwecken. Gringoire, welcher es noch nicht ganz war, richtete sich mit halbem Körper auf.

»Ohe! Hennequin Daubehe, ohe! Johann Vincebourde!« schriee sie aus vollem Halse; »der alte Eustache Moubon, der alte Eisenhändler im Winkel, ist eben gestorben. Wir haben seinen Strohsack und wollen uns ein Freudenfeuer anmachen. Heute ist der Tag der Flamländer!«

So warfen sie den Strohsack gerade auf Gringoire, in dessen Nähe sie gekommen waren, ohne ihn zu bemerken. Zu gleicher Zeit

nahm einer von ihnen eine Hand voll Stroh und wollte sie an der Lampe der guten Jungfrau anstecken.

»Mein Gott!« murmelte Gringoire, »soll ich jetzt auch noch lebendig verbrannt werden?«

Der Augenblick war kritisch. Er machte eine übernatürliche Anstrengung, stand plötzlich aufrecht, warf den Strohsack auf die Straßebuben und entfloh.

»Heilige Jungfrau!« schrieten die Kinder, »der Eisenhändler lebt wieder auf!« und flohen davon.

Der Strohsack blieb im Besitz des Schlachtfeldes. Bellesoret, der Pater le Tuge und Lacrozet versichern, daß er am folgenden Morgen mit großem Gepränge aufgenommen und in die Kirche St. Opportune getragen wurde, wo der Sakristan noch im Jahre 1789 eine gute Einnahme von dem Wunder des Marienbildes im Winkel der Straße Mauconseil hatte, welches in der denkwürdigen Nacht vom 6ten auf den 7ten Januar 1482 den verstorbenen Johann Moubon exorcisirt haben sollte. Dieser hätte nämlich, um dem Teufel einen Pöffen zu spielen, als er starb seine Seele losbaster Weise in dem Strohsacke versteckt.

VI.

Der zerbrochne Krug.

Nachdem er so aus allen Kräften eine Zeitlang umhergelaufen war, ohne zu wissen, wo er sich befand, indem er bald hier mit dem Kopf an eine Ecke stieß, dort über eine Gasse stolperte, blieb er endlich plötzlich stehen, zuerst weil er außer Athem war, dann gewissermaßen von einem Dilemma, welches in seinem Geiste sich bildete, festgehalten. — »Mich dünkt, Meister Peter Gringoire,« sprach er bei sich selbst, indem er seinen Finger an die Stirn legte, »du läufst da, wie ein Unfinniger. Die kleinen Buben haben nicht weniger Furcht vor dir, als du vor ihnen. Du hast ja wohl das Geklapper ihrer Holzschuhe gehört, und das verlor sich nach Süden zu, während du nach Norden davonläufst. Nun ist von zwei Fällen einer gewiß: entweder sie haben die Flucht ergriffen, und dann ist der Strohsack, welchen sie zurückgelassen haben, gerade das Bette, nach welchem du seit diesem Morgen umhergelaufen bist, welches die heilige Jungfrau dir sonderbarer Weise zuschickt, um dich für ihre Verherrlichung durch das Mysterium zu belohnen; oder aber die Kinder haben nicht die Flucht ergriffen, und in diesem Falle haben sie das Stroh in Brand gesteckt,

und dann ist dieses gerade das köstliche Feuer, dessen du bedarfst, um dich zu trocknen und zu wärmen. In beiden Fällen ist das Stroh ein Geschenk des Himmels.«

Darauf kehrte er auf demselben Wege zurück, und umhertappend strengte er sich an, den köstlichen Strohsack wiederzufinden, aber vergebens. Zwischen Häuser-Durchschnitten und Sackgassen stand er immer zweifelnd und sich besinnend, und kam nicht weiter; endlich verlor er die Geduld und rief: »Verdammt seien die Straßenecken! Der Teufel hat sie gemacht.«

Dieser Ausruf tröstete ihn ein wenig und eine Art von röthlichem Widerschein, welchen er in diesem Augenblick am Ende einer langen, engen Straße erblickte, flößte ihm wieder Muth ein. — »Gott sei gelobt!« sagte er, »da unten ist's! Das ist mein brennender Strohsack.« Er verglich sich mit dem Steuermann, welcher in finsterner Nacht umherirrt, und setzte fromm hinzu: »Salve, maris stella.«

Kaum hatte er einige Schritte in der langen Straße gethan, welche abhängig, nicht gepflastert war, und immer kothiger und abschüssiger wurde, als er etwas Sonderbares bemerkte. Sie war nicht öde und verlassen: hie und da krochen unförmliche Massen die Straße entlang

alle dem Schimmer zu, welcher am Ende derselben erzitterte, wie die plumpen Insekten, welche des Nachts von einem Grashalm zum andern nach dem Feuer eines Hirten sich fort-schleppen.

Nichts gibt dem Menschen mehr Muth, Abenteuer zu suchen, als wenn er kein Geld in der Tasche hat. Gringoire drang weiter vor und hatte bald das Gespenst eingeholt, welches am langsamsten sich fortbewegte. Indem er näher kam, sah er, daß es ein elender Krüppel war, welcher mit Hülfe seiner beiden Hände forthumpelte, wie eine Holzspinne, welche nur noch zwei Beine hat. Als er bei dieser Spinne mit menschlichem Angesichte vorbeikam, hörte er eine menschliche Stimme die Worte rufen: »La buona mancia, signor, la buona mancia!« ¹⁾

»Hole Dich der Teufel,« sagte Gringoire, »und mich dazu, wenn ich verstehe, was Du sagen willst.« So ging er weiter.

Er holte eine andere dieser beweglichen Massen ein und untersuchte sie näher. Es war ebenfalls ein Krüppel, welcher zugleich hinkend und einarmig war, und zwar so, daß die verwickelte Zusammensetzung der Krücken und höl-

¹⁾ Ein gutes Trinkgeld, Herr, ein gutes Trinkgeld!

zernen Beine, auf welche er sich stützte, ihm das Ansehen eines sich bewegenden Maurergerüstes gab. Gringoire, welcher classische Vergleichen liebte, verglich ihn mit einem lebendigen Dreifuß des Vulkan.

Dieser lebendige Dreifuß grüßte ihn im Vorbeigehen, aber indem er seinen Hut unter Gringoire's Kinn hielt, wie eine Barbierschüssel, und indem er ihm in die Ohren schrie: »Sennor caballero, para comprar un pedoso de pan.«²⁾

»Es scheint,« sagte Gringoire, »als ob dieser auch spricht, aber es ist eine barbarische Sprache, und ich bin nicht so glücklich, sie zu verstehen.«

Er wollte seine Schritte verdoppeln, aber zum dritten Male verspernte ihm wieder etwas den Weg. Es war ein Blinder, mit einem jüdischen, bärtigen Gesichte, welcher mit einem Stocke um sich hertappend, und von einem großen Hunde bugsiert, ihm mit ungarischem Accent in einem näselnden Tone zurief: »Facitote caritatem!«

»Endlich,« sagte Peter Gringoire, »endlich einmal Einer, der eine christliche Sprache spricht.«

²⁾ Herr Ritter, gebt mir was, um ein Stück Brot zu kaufen!

Sch muß wohl recht nach Almofengeben ausfehen, daß man meine Barmherzigkeit fo in Anspruch nimmt. Mein Freund, ich habe in der vergangenen Woche mein leztes Hemd verkauft; d. h. da Ihr nur Cicero's Sprache versteht: »Vendididi hebdomade nuper transita meam ultimam chemisam.«

Nach diesen Worten kehrte er dem Blinden den Rücken zu und verfolgte feinen Weg. Aber der Blinde, der Lahme und der Krüppel liefen immer dicht hinter ihm her, und fchrieten ihm ein Jeder feinen Spruch in die Ohren. Er hielt fich die Ohren zu und fing an zu laufen. Aber alle Drei waren eben fo schnell, als er.

Je weiter er in die Straße hineindrang, defto mehr Krüppel, Blinde und Lahme sah er aus den Häusern herauskommen, und fich Alle nach dem im Hintergrunde fchimmernden Lichte fortbewegen.

Er kam auf den Einfall wieder umzukehren. Aber es war zu spät. Die ganze Legion hatte ihm den Rückweg verfperrt, und feine drei Bettler hielten ihn feft. Er ging also vorwärts. Endlich erreichte er das Ende der Straße. Sie lief auf einen ungeheuren Platz aus, wo taufend einzelne Lichter durch den Nachtnebel fchimmer-ten. Gringoire wandte fich dorthin in der Hoff-

nung, durch die Schnelligkeit seiner Beine den drei schwachen Gespenstern zu entgehen, welche sich an ihn festgeklammert hatten.

»Onde vas hombre!« rief der Lahme, warf seine Krücken weg, und lief mit ganz gesunden Beinen hinter ihm her.

Während dessen stand auch der Krüppel ganz aufrecht auf seinen gesunden Gliedern, und der Blinde sah ihm in's Gesicht mit flammenden Augen.

»Wo bin ich?« sagte der erschrockene Dichter.

»Im Wunderhose,« antwortete ein viertes Gespenst, welches sie eingeholt hatte.

»Meiner Seele,« versetzte Gringoire, »ich sehe wohl, daß die Blinden sehen und die Lahmen laufen; aber wo ist der Heiland?«

Sie antworteten mit einem höhnischen Lachen. Der arme Dichter sah sich ringsum. Er befand sich in der That in diesem furchtbaren Wunderhose, wo niemals ein rechtlicher Mensch sich zu solcher Stunde hineingewagt hatte, in diesem magischen Umkreise, wo die Diener der Gerechtigkeit und Polizei, welche hineingerathen waren, spurlos verschwanden. Hier war der Zusammenfluß alles lüderlichen Gesindels, welches am Tage die Straßen von Paris überschwemmte; hier war das Asyl, wohin der Zi-

geuner, der entsprungene Mönch, der verdorbene Student, die Taugenichtse aller Nationen und Religionen sich begaben.

Es war ein ungeheurer, unregelmäßiger und schlecht gepflasterter Platz. Hier und da brannten Feuer, um welche herum es von seltsamen Gruppen wimmelte. Man hörte lautes Gelächter, Kindergeschrei, Weiberstimmen. Gringoire befand sich in einer neuen Welt. Der Unglückliche, von den drei Bettlern wie von Zangen festgehalten, umschwärmt von einer Menge anderer Gesichter, bemühte sich seine Geisteskräfte zu sammeln, um sich zu erinnern, ob es etwa ein Sonnabend wäre. Aber seine Anstrengungen waren vergeblich; der Faden seines Gedächtnisses war wie abgeschnitten; und an Allem zweifelnd legte er sich die unauslöschlichen Fragen vor: »Wenn ich existire, existirt auch das da? wenn das, was ich sehe, wirklich ist, bin ich es auch?«

In diesem Augenblicke erhob sich in dem ihn umgebenden, summanden Schwarme das verständliche Geschrei: »Wir wollen ihn zum Könige führen!«

»Heilige Jungfrau,« murmelte Gringoire, »dieser König muß wohl ein Bock sein.«

»Zum Könige!« wiederholten alle Stimmen.

Man schleppte ihn fort. Ein Jeder wollte Hand an ihn legen. Aber die drei Bettler ließen ihn nicht fahren, und entrissen ihn den Uebrigen, indem sie heulend riefen: »Uns gehört er!«

Des Dichters Wamms, welches schon in traurigem Zustande war, ging bei diesem Kampfe ganz darauf.

Als sie so quer über den furchtbaren Platz gingen, zerstreute sich der Haufen. Nach einigen Schritten kehrte bei ihm das Gefühl der Wirklichkeit zurück; die Atmosphäre des Orts gab es ihm wieder. Im ersten Augenblick war aus seinem Dichterkopfe, oder vielleicht, ganz profaisch aus seinem leeren Magen, gleichsam ein Dunst aufgestiegen, welcher sich zwischen die ihn umgebenden Gegenstände und ihn lagerte, und ihn Alles nur in einem halb träumenden, halb wachenden Zustande erblicken ließ, welcher alle Umrisse erzittern läßt, alle Gestalten in Fragen, alle Menschen in Gespenster verwandelte. Nach und nach folgte auf diesen Zustand der Verblendung ein lichtvollerer. Die Wirklichkeit erschien wieder rings um ihn her, stieß ihm in die Augen und an die Füße, und verwischte nach und nach die furchtbaren Bilder seiner Phantasie, von welchen er sich anfangs umringt glaubte. Er mußte wohl bemerken, daß er

nicht im Styr, sondern im Drecke watete; daß er nicht durch Teufel, sondern durch Räuber festgehalten wurde; daß es nicht an seine Seele, sondern an sein Leben gehen würde (da ihm ganz der kostbare Vermittler fehlte, welcher sich so wirksam zwischen den Banditen und den ehrlichen Mann stellt: die Börse). Endlich, indem er die nächtliche Drgie näher und kaltblütiger betrachtete, kam er davon zurück, sie für eine Hexenversammlung zu halten, und erkannte in ihr den Lärm einer Kneipe.

Der sogenannte Wunderhof (*la cour des Miracles*) war in der That nur eine Herberge; aber eine Räuberherberge, vom Blute, wie vom Weine triefend.

Das Schauspiel, welches sich seinen (*Gringoire's*) Augen darbot, als seine zerlumpte Bedeckung ihn endlich am Ziele des Weges abließ, war nicht geeignet, ihn zur Poesie, selbst nicht zur Höllenpoesie zurückzuführen. Hier erblickte er in der grellsten Beleuchtung die prosaische und gemeine Wirklichkeit einer Diebeskneipe.

Um ein großes Feuer herum, welches auf einer mächtigen runden Steinplatte brannte, dessen Flammen durch einen für den Augenblick leer stehenden Dreifuß hindurchschlugen, waren

einige wurmförmige Tische auf's Gerathewohl und ohne die geringste Symmetrie aufgestellt. Auf diesen Tischen erblickte man beim Schimmer des Feuers mit Bier und Wein angefüllte Krüge, um welche herum eine Menge von bacchantischen Gestalten, deren Gesichter vom Weine und vom Feuer glüheten, die verschiedenartigsten Gruppen bildeten. Hier trieb sich ein dickbäuchiger Kerl lärmend mit einem vollen, derben Mädchen umher; dort wickelte eine Art von verkleidetem Soldaten (narquois hieß er in der Diebesprache) pfeifend die Binden von seiner künstlichen Wunde los, und suchte dem seit dem Morgen enggepressten, gesunden und kräftigen Knie wieder Gelenkigkeit zu geben. An der andern Seite desselben Tisches farbte ein abgemagerter, hagerer Gauner sein Bein mit Schellkraut und Ochsenblut für den folgenden Tag. Zwei Tische davon leierte ein vollständig austaffirter Pilger seine Litanei mit näselndem Tone. Dort erteilte einem jungen Anfänger ein alter Practicus Unterricht in der Kunst, epileptische Zufälle nachzumachen, indem er ihn durch gekaufte Seife künstlichen Schaum hervorzubringen lehrte. Seitwärts davon legte ein Wassersüchtiger seine künstliche Geschwulst ab und vier bis fünf Weiber zankten sich in seiner Nähe über ein am Abend gestohlnes Kind. 3)

Unmäßiges Lachen und obscene Lieder erschallten von allen Seiten. Jeder trieb sein Wesen für sich, prahlte und fluchte, ohne auf seinen Nachbar zu hören. Die Krüge klirrten beim Anstoßen, Zänkereien erhoben sich und die umherfliegenden Scherben zerrissen die Lumpen der Streiter.

Ein großer Hund saß ruhig da, die stieren Augen auf's Feuer gerichtet. Auch Kinder fehlten nicht bei dieser nächtlichen Orgie. Das gestohlene Kind weinte und schrie; ein anderer dicker vierjähriger Knabe saß auf einer für seine kurzen Beine zu hohen Bank, von einem Tische bis ans Kinn verdeckt, und sagte kein Wort. Ein dritter verarbeitete emsig das von einem Leuchter herabfließende Talg mit seinen Fingern. Ein vierter endlich, kleiner als die vorigen, verlor sich beinahe in einem ungeheuren, im Drecke liegenden Kessel, den er mit einem Ziegel schabte, und so Töne hervorbrachte, durch die er einem Stradivari ⁴⁾ die Dohnmacht hätte zu Wege bringen können.

³⁾ Alle diese Umstände gewährten 200 Jahre später dem Versailler Hofe die angenehmste Unterhaltung, indem sie auf dem Theater du Petit-Bourbon als Eingang zu dem Ballette: die Nacht, dargestellt wurden.

⁴⁾ Stradivari war nächst Amati einer der berühmtesten Violinen-Verfertiger zu Cremona. (A. d. U.)



Eine Tonne stand neben dem Feuer; auf derselben saß ein Bettler. Es war der König auf seinem Throne.

Die Drei, in deren Macht sich Gringoire befand, führten ihn vor jene Tonne, und das ganze Gelag verstummte für den Augenblick, mit Ausnahme des vom Kinde verhandhabten Kessels.

Gringoire wagte weder zu athmen, noch die Augen aufzuschlagen.

»Hombre quita tu sombrero!«⁵⁾ sagte einer der drei Gauner, welche Gringoire hielten, und bevor er den Sinn dieser Worte verstanden, hatte der zweite ihm schon den Hut vom Kopfe gerissen. Gringoire seufzte.

»Was ist das für ein Halunke?«

Gringoire fuhr zusammen. Diese obgleich drohende Stimme erinnerte ihn an eine andere, welche am Morgen seinem Mysterium den ersten Stoß gegeben hatte, indem sie mitten unter den Zuschauern in einem näselnden Tone die Worte gerufen hatte: »Habt Erbarmen!« Es war in der That Clopin Trouillefou.

Clopin Trouillefou, bekleidet mit den Insignien seiner königlichen Würde, hatte keinen Lum-

⁵⁾ Spanisch. Mensch, nimm den Hut ab.



pen mehr oder weniger an sich. Seine Wunde am Arme war verschwunden. Er hielt in seiner Hand eine Riemenpeitsche von weißem Leder, wie sie die mit Stäben bewaffneten Gerichtsdiener trugen, um einen lärmenden Haufen aus einander zu treiben, und welche man boulayes nannte. Seinen Kopf zierte ein anderer, oben geschlossener Kopfsputz; aber es war schwer zu entscheiden, ob derselbe eine Falkkappe oder eine Königskrone vorstellen sollte.

Indessen Gringoire hatte, ohne daß er selbst den Grund davon wußte, wieder einige Hoffnung geschöpft, indem er in dem Könige des Wunderhofes seinen verwünschten Bettler vom großen Gerichtssaale wieder erkannte.

»Herr,« stotterte er, »gnädigster Herr — Ew. Majestät — Wie soll ich Euch nennen?« fragte er endlich, als er bis zu dem Culminationspunkte seines Crescendo gekommen war.

»Gnädiger Herr, Se. Majestät, oder Camerad, nenne mich nach Belieben. Aber beeile Dich. Was hast Du zu Deiner Vertheidigung zu sagen?«

»Zu deiner Vertheidigung!« dachte Gringoire, »das gefällt mir nicht.« Stotternd versetzte er: »Ich bin derjenige derselbe, welcher diesen Morgen«

»Bei des Teufels Klauen!« unterbrach ihn Clopin, »Dein Name, Halunke, und weiter nichts. Wisse, Du stehst hier vor drei mächtigen Herrschern: Ich, Clopin Trouillefou, bin König von Thunes, Nachfolger Cosroes des Großen, oberster Lehnsherr des Königreichs Argot ⁶⁾; jener braune Alte mit dem Lappen um den Kopf ist Matthias Hunigade Spicali, Herzog von Aegypten und Böhmen; und der Dickbauch dort, welcher nicht auf uns hört, sondern sein Mädchen caressirt, Wilhelm Remisseau, ist Kaiser von Galiläa. Wir sind Deine Richter. Du bist ins Königreich Argot eingedrungen, ohne zu dessen Unterthanen zu gehören. Du hast die Privilegien dieser Stadt verletzt. Du mußt bestraft werden, wenn Du nicht Räuber, Bettler, oder Vagabond bist. Sage, bist Du eins von diesen? Rechtfertige Dich, gib Deine Fähigkeiten an.«

»Ach,« sagte Gringoire; »ich habe nicht diese Ehre. Ich bin der Verfasser —«

»Das ist genug,« versetzte Trouillefou, ohne

⁶⁾ Argot hieß die Diebesprache (Nothwälsch), aber auch die unter gewissen Gesetzen stehende Verbindung der Gauner, wie wir sie im Mittelalter in mehren größern Städten finden. Vergleiche Nigels Schicksale von Walter Scott. (A. b. U.)



ihn ausreden zu lassen. »Du wirst gehangen werden. Eine ganz einfache Sache, meine Herren ehrlichen Bürger; wie Ihr die Unsrigen bei Euch zu Lande behandelt, so behandeln wir die Eurigen bei uns. Das Gesetz, welchem Ihr die Landstreicher unterwerft, demselben unterwerfen sie Euch wieder. Es ist Eure Schuld, wenn dieses Gesetz grausam ist. Man muß doch von Zeit zu Zeit einmal sehen, wie sich ein ehrlicher Mann unter dem Hanf-Halsbände ausnimmt, das macht die Sache ehrenvoller. Wohlان, mein Freund, vertheile getrost Deine Lumpen unter diese Mädchen. Ich werde Dich hängen lassen, um meinen Unterthanen eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen, und Du wirst ihnen Deinen Geldbeutel geben, damit sie auf Dein Wohl trinken. Wenn Du noch irgend eine Afanzerei abzumachen hast, so findest Du dort in jenem hölzernen Mörser einen noch gut erhaltenen, steinernen Gott-Vater, welchen wir aus St. Pierre-aux-boufs gestohlen haben. Du hast noch vier Minuten Zeit, um ihm Deine Seele an den Hals zu werfen.«

Der Ausspruch war schrecklich.

»Wohlgesprochen, meiner Seel! Clopin Trouillefou predigt, wie der heilige Vater in Rom!« rief der Kaiser von Sakilaa, indem er

seinen Krug zerbrach, um mit den Scherben desselben seinen Tisch zu stützen.

»Meine Herren Kaiser und Könige,« sagte Gringoire gefaßt, — »Ihr werdet es Euch nicht einfallen lassen, mich zu hängen; ich heiße Peter Gringoire und bin der Dichter, dessen Mystorium man diesen Morgen im großen Saale des Palastes gegeben hat.«

»Ja, Du bist's, Meister!« sagte Clopin, »beim Haupte Gottes! Nun gut, Kamerad, wenn Du uns diesen Morgen gelangweilt hast, ist das ein Grund, um heute Abend nicht gehangen zu werden?«

Es wird mir schwer fallen, mich aus dieser kritischen Lage zu erretten, dachte Gringoire. Er machte jedoch noch einen Versuch.

»Ich sehe nicht ein,« sagte er, »warum die Dichter nicht auch zu den Gaunern gerechnet werden sollen. Landstreicher — war Aesop; Bettler — war Homer; Dieb — Merkur . . .«

Clopin unterbrach ihn: »Ich glaube, Du willst uns mit Deinem unverständlichen Geschwätz betäuben. Laß Dich hängen, in Gottes Namen! und mache nicht so viel Umstände.«

»Verzeiht, gnädigster König von Thunes,« erwiederte Gringoire, sein Terrain Schritt vor Schritt vertheidigend. »Es ist der Mühe werth.

... Einen Augenblick! ... Hört mich an ...
Ihr werdet mich doch nicht verdammen, ohne
mich zu hören.« —

Des unglücklichen Dichters Stimme wurde
in der That überschrien von dem Lärm, welcher
rings um ihn herrschte. Der Knabe schabte an
seinem Kessel, noch eifriger, als zuvor; und
zum Ueberfluß hatte eben ein altes Weib auf
den glühenden Dreifuß eine Pfanne voll Fett
gestellt, welches auf dem Feuer schmorte mit
einem Gezisch, wie es ein Hausen von Kindern
hervorzubringen pflegt, welche eine Maske ver-
folgen.

Unterdessen schien Clopin Trouillefou sich
einen Augenblick zu berathen mit dem Herzog
von Aegypten und dem Kaiser von Galiläa, wel-
cher letztere vollkommen betrunken war. Dann
gebote er mit lauter Stimme: »Ruhig doch!«
und da der Kessel und die Bratpfanne nicht auf
ihn hörten, sondern ihr Duett fortsetzten, sprang
er von seiner Tonne herab, gab dem Kessel ei-
nen Fußtritt, daß er mit dem Kinde 10 Schritt
weit wegflog, trat in die Pfanne, daß alles Fett
ins Feuer floß, und stieg würdevoll wieder auf
seinen Thron zurück, ohne sich um das ersticke
Schluchzen des Kindes, noch um das Brummen

der Alten zu kümmern, deren Abendbrot in schöner weißlicher Flamme in die Luft wirbelte.

Trouillefou gab ein Zeichen, und der Herzog, der Kaiser, die Erzbeisitzer und übrigen Gauner stellten sich in Gestalt eines Hufeisens um ihn auf, in dessen Mitte sich Gringoire, noch immer festgehalten, befand. Es war ein Halbfreis von Lumpen, Mistgabeln und Beilen, von schmutzigen Beinen, starken nackten Armen, von scheußlichen, verlebten und abgestumpften Menschengestalten. Mitten in dieser Sitzung des Gaunerbundes präsidirte Clopin Trouillefou, als der Doge dieses Senats, als der König dieser Pairversammlung, als der Papst dieses Conclaves; er ragte über Alle hervor durch die ganze Höhe seiner Tonne, und durch einen gewissen stolzen, wilden und furchtbaren Ausdruck, der in seinem Auge funkelte, und in seinem wilden Profil die thierischen Züge der Gaunerrace veredelte. Man hätte ihn einem wilden Eber vergleichen können, der von zahmen Schweinen umringt war.

»Höre,« sagte er zu Gringoire, indem er sein mißgestaltetes Kinn mit seiner schwielichten Hand strich; »ich sehe nicht ein, warum Du dich nicht willst hängen lassen. Freilich scheinst Du Dich etwas zu sträuben, und das ist ganz

natürlich; Ihr Leute seid nicht daran gewöhnt. Ihr macht Euch von der Sache eine zu hohe Vorstellung. Jedoch, wir wollen Dir wohl. Es gibt ein Mittel, Dich für den Augenblick zu retten. Willst Du einer der Unfrigen sein?»

Man kann sich denken, welchen Eindruck dieser Vorschlag auf Gringoire machte, der schon sein Leben verloren gegeben hatte, und nun anfing, wieder freier zu athmen. Mit beiden Händen griff er zu.

»Ich will es, gewiß!« sagte er.

»Du willst Dich also unter die Genossen der kleinen Schwertlilie aufnehmen lassen?«

»Ganz recht, unter die Genossen der kleinen Schwertlilie,« antwortete Gringoire.

»Du erkennst Dich an als Mitglied der Frei-Bürgerschaft,« fuhr der König von Thunes fort.

»Der Freibürgerschaft.« — »Als Unterthan des Königreichs Argot?« — »Als Unterthan des Königreichs Argot.« — »Als Gauner?« — »Als Gauner.« — »Von ganzem Herzen?« — »Ja, von ganzem Herzen.« —

»Ich muß Dir nur bemerklich machen,« fuhr der König fort, »daß Du nichts desto weniger doch wirst gehangen werden.«

»Den Teufel!« sagte der Dichter.

»Nur,« fügte Clopin, ohne sich irre machen zu lassen, hinzu, »nur wirst Du später gehangen werden, mit mehr Gepränge, auf Kosten der guten Stadt Paris, an einem schönen steinernen Galgen, und von ehrlichen Leuten. Das ist ein Trost.«

»Wie Ihr sagt,« antwortete Gringoire.

»Du hast aber dafür auch andere Vortheile. Als Freibürger brauchst Du weder Pflaster-, noch Armen-, noch Laternensteuer zu bezahlen; und diesem Allen sind doch die Bürger von Paris unterworfen.«

»Nun ja,« sagte der Dichter. »Ich willige ein. Ich bin Ganner, Argotier, Freibürger, kleine Schwertlitie, Alles was Euch beliebt; und ich war dieses Alles schon vorher, gnädigster König von Thunes, denn ich bin Philosoph; et omnia in philosophia, omnes in philosopho continentur, wie Ihr wißt.«

Der König runzelte die Stirn.

»Wofür hältst Du mich, Freund? Welches ungarische Judenrothwelsch schwafest Du uns da vor. Ich verstehe kein Hebräisch. Zum Gannerhandwerk gehört nichts Jüdisches. Ich selbst stehle nicht mehr, darüber bin ich erhaben; ich morde. Gurgelschneiden, das ist mein Fach. Beutelschneiden, — damit habe ich nichts mehr zu thun.«

Gringoire versuchte irgend eine Entschuldigung mit einfließen zu lassen zwischen den Fluß dieser Rede, welche den Zorn des Bettler-Königs in einem schnellern Tempo herausstieß. — »Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, es ist nicht Hebräisch, es ist Lateinisch.«

»Ich sage Dir,« versetzte Clopin noch im Zorn, — »daß ich kein Jude bin, und daß ich Dich werde hängen lassen, sowie den kleinen Schacherjuden, welcher da neben Dir steht, und den ich noch, wie ein Stück falsches Geld, auf einem Laden angenagelt zu sehen hoffe.«

Bei diesen Worten zeigte er mit dem Finger auf den kleinen bärtigen, ungarischen Juden, welcher sich mit seinem: *facitote caritatem*, an Gringoire gehängt hatte, und, keiner andern Sprache mächtig, mit Erstaunen die üble Laune des Königs von Thunes auf sich losbrechen sah.

Endlich beruhigte sich die Majestät. — »Halunke,« sagte sie zu unserm Dichter, »Du willst also Gauner werden?«

»Ohne Zweifel,« antwortete dieser.

»Es ist aber nicht genug, das zu wollen,« sagte der wunderliche Clopin; »der gute Wille schafft noch keine Zwiebel in die Suppe, und taugt nur, um ins Paradies zu kommen; nun

sind aber Paradies und Argot zweierlei. Um in das letztere aufgenommen zu werden, mußt Du beweisen, daß Du zu irgend Etwas tauglich bist, und deshalb dem Strohmann die Taschen leeren.«

»Recht gern,« sagte Gringoire, »Alles nach Eurem Belieben.«

Clopin gab ein Zeichen. Einige Gauner traten aus dem Halbkreise vor, gingen weg, und kamen kurz darauf zurück, bepackt mit zwei Pfosten, welche am untern Ende mit Anschragen versehen waren, vermitteltst welcher sie leicht auf dem Boden fest stehen konnten. An dem obern Ende der beiden Pfosten wurde ein Querbalken eingefügt, und das Ganze stellte einen niedlichen tragbaren Galgen vor, welcher in wenigen Sekunden vor Gringoire's Augen errichtet war. Nichts fehlte daran, selbst nicht der Strick, welcher unter dem Querbalken hin und her schwanfte.

Was wollen sie damit? fragte Gringoire bei sich mit einer gewissen Unruhe. Ein Schellengeklengel, welches er in demselben Augenblicke vernahm, machte seiner Angst ein Ende; es war eine ausgestopfte Figur, welche die Gauner beim Halse am Stricke aufhängten, eine Art von Vogscheuche, in Roth gekleidet, und dergestalt mit

Glöckchen behängt, daß man 30 castilianische Maulesel damit hätte anschirren können. Die tausend Glöckchen ertönten eine Zeit lang bei den Schwingungen des Stricks, und verstümmten nach und nach, als der Strohmann unbeweglich da hing vermöge des Pendelgesetzes, welches die Wasser- und Sanduhren abgeschafft hat.

Darauf zeigte Clopin auf einen alten, wackligen Schemel, welcher unter dem Strohmann stand, und sagte zu Gringoire: »Steige da hinauf!«

»Ei den Henker auch!« warf Gringoire ein, »da würde ich mir den Hals brechen. Euer Schemel hinkt wie ein Distichon des Martial; er hat einen Hexameter und einen Pentameter zu Füßen.«

»Steig hinauf!« herrschte Clopin.

Gringoire stieg auf den Schemel, aber erst nach vielen Bewegungen, die er mit dem Kopfe und den Armen machte, um sich im Gleichgewichte zu erhalten, gelang es ihm, seinen Schwerpunkt zu finden.

»Setz,« fuhr der König von Thunes fort, »schlage Deinen rechten Fuß um Dein linkes Bein, und stelle Dich auf die Spitze Deines linken Fußes.«

»Gnädiger Herr,« sagte Gringoire, »Ihr

wollt also durchaus, daß ich mir wenigstens den Arm oder das Bein breche.

Glopin warf unwillig den Kopf in die Höhe.

»Höre Freund, Du machst zu viel Worte. Vernimm in zwei Worten, warum es sich handelt. Du stellst Dich auf die Spitze des Fußes, wie ich Dir sage; so wirst Du dem Strohmann bis an die Tasche reichen können; diese durchsuchst Du und ziehst die darin befindliche Börse heraus; und wenn Du dieses Alles vollbracht hast, ohne daß sich ein Glöckchen rührt, so ist's gut; Du wirst dann einer der Unsrigen. Wir werden Dich dann nur noch acht Tage lang durchbläuen.«

»Bei Gott; ich werde mich hüten,« sagte Gringoire. »Und wenn ich die Glöckchen in Bewegung setze.«

»Dann wirst Du gehangen werden. Verstehst Du?«

»Ich verstehe nichts von Allem,« antwortete Gringoire.

»Höre noch einmal. Du durchsuchst den Strohmann, und nimmst ihm seine Börse. Wenn sich ein Glöckchen rührt, wirst Du gehangen. Verstehst Du das?«

»Recht wohl,« sagte Gringoire, »das verstehe ich. Und dann?«

»Wenn es Dir gelingt, die Börse wegzunehmen, ohne daß man eine Schelle hört, dann bist Du Gauner, und dann wirst Du acht Tage lang hinter einander täglich Deine Portion Schläge bekommen. Jetzt verstehst Du mich ohne Zweifel?«

»Nein, gnädiger Herr. Wo ist dann mein Vortheil. In dem einen Falle gehangen; und im andern geprügelt?«

»Und Gauner,« versetzte Clopin, »und Gauner, ist das nichts? Es ist Dein Vortheil, daß wir Dich prügeln, um Dich gegen Schläge abzuhärten.«

»Großen Dank,« antwortete der Dichter.

»Nun frisch, beeile Dich!« sagte der König, indem er mit dem Fuße an seine Tonne trat, welche wie eine türkische Trommel erdröhnte,

»Durchsuche den Strohmann und mach' ein Ende. Ich sage Dir zum letzten Male, daß, wenn ich eine einzige Schelle höre, Du seine Stelle einnehmen wirst.«

Die Bande gab den Worten Clopins ihren Beifall, und stellte sich im Kreise rings um den Galgen mit einem so unbarmherzigen Gelächter auf, daß Gringoire merkte, wie sehr er sie ergöhte, um nicht Alles von ihnen fürchten zu müssen. Es blieb ihm also keine Hoffnung mehr

übrig, als die schwache Aussicht, in der furchtbaren Operation, welche ihm auferlegt war, glücklich zu sein; er entschloß sich, sie zu wagen, aber erst nachdem er im Stillen eine recht innige Bitte an den Strohmännchen gerichtet hatte, welchen er ausbeuteln sollte, und den er leichter gerührt haben würde, als die Herzen der Gauner. Die tausend Glöckchen mit ihren kleinen kupfernen Zungen erschienen ihm als eben so viel offene Schlangenrachen, bereit, ihm entgegenzuzischen und ihn zu beißen.

„Ach, dachte er bei sich, ist es möglich, daß mein Leben abhängt von der geringsten Bewegung der kleinsten dieser Schellen? Ach! fügte er leise mit gefalteten Händen hinzu, Glöckchen läutet nicht, Schellen rührt euch nicht!“

Er wagte noch einen Versuch auf Trouillefou.

„Und wenn nun ein Windstoß dazu kommt?“ fragte er ihn.

„Dann wirst Du gehangen,“ antwortete jener auf der Stelle.

Da ihm nun keine mögliche Frist, kein Ausweg mehr übrig blieb, so faßte er sich ein Herz, schlug seinen rechten Fuß um den linken, richtete sich auf dessen Spitze in die Höhe, und streckte die Arme aus . . . aber in dem Augenblicke, wo

er den Strohmännchen berührte, fing er auf dem wacklichten Stuhle an zu schwanken, griff unwillkürlich nach dem Strohmännchen, verlor das Gleichgewicht, und fiel, so lang er war, auf die Erde, ganz betäubt von dem verhängnißvollen Geläute der 1000 Glöckchen des Strohmännchens, welcher dem Stöße seiner Hand nachgebend, erst einen Kreis über ihn beschrieb, und dann zwischen den beiden Pfosten majestätisch hin- und her schwankte.

»Verflucht!« rief er fallend, und blieb mit dem Gesichte auf der Erde wie todt liegen.

Unterdessen hörte er das furchtbare Geläute über seinem Haupte, das teuflische Lachen der Gauner, und die Stimme Trouillesou's, welcher sagte: »Hebt mir den Kerl auf, und hängt ihn rasch.«

Er stand auf. Man hatte schon den Strohmännchen weggenommen, um ihm Platz zu machen.

Die Gauner ließen ihn auf den Schemel steigen. Clopin kam auf ihn zu, warf ihm selbst die Schlinge um den Hals, und sagte ihm auf die Schulter klopfend: »Lebe wohl, Freund! Du kannst jetzt nicht mehr davon kommen, selbst wenn Du der Papst wärest.«

Das Wort Gnade erstarb auf Gringoire's Lippen. Er blickte um sich her, aber keine Hoffnung; Alle lachten.



»Bellevigne de l'Etoile,« sagte der König von Thunès, und ein baumlanger Kerl trat aus der Menge hervor, und kletterte mit Leichtigkeit auf das Querholz, wo ihn Gringoire nach einem Augenblicke über seinem Kopfe mit Schrecken erblickte.

»Jetzt,« nahm Clopin Trouillefou das Wort, »sobald ich in die Hände klatsche, wirfst Du, Andry le Rouge, den Schemel mit einem Fußtritt um; Du, Franz Chante-Prune, hängst Dich dem Lump an die Beine; und Du, Bellevigne, wirfst Dich auf seine Schulter, und zwar alle drei in demselben Augenblicke. Hört Ihr?«

Gringoire schauderte.

»Seid Ihr fertig?« sagte Clopin Trouillefou zu den drei Gannern, welche sich bereit machten, auf das gegebene Zeichen sich auf Gringoire zu stürzen. Der arme Delinquent hatte einen schrecklichen Augenblick der Erwartung zu überstehen, während nämlich Clopin einige Stabholzsplittern ins Feuer warf. — »Seid Ihr fertig?« wiederholte er und breitete die Hände auseinander, um zu klatschen. Noch eine Sekunde, und es war um ihn geschehen.

Aber Jener blieb so stehen, gleichsam wie durch einen plötzlichen Einfall ergriffen. — »Einen Augenblick!« sagte er, »ja ich vergaß! ...«

Es ist Sitte ⁸⁾, daß wir Niemand hängen, ohne zu fragen, ob ihn keine Frau nehmen will.

Gringoire schöpfte wieder Lust. Dies war das zweite Mal seit einer halben Stunde, daß er ins Leben zurückkehrte. Doch wagte er noch nicht, sich dieser Hoffnung ganz zu überlassen.

»Holla!« rief Clopin, der wieder auf seine Tonne gestiegen war, »holla! Ihr Frauen, und Alles, was Weib heißt, von der Here an bis zu ihrer Kaze, ist Eine unter Euch, welche diesen zum Manne will. Holla! Collete la Charonne! Elisabeth Trouvain! Simone Todeoyne Marie Piedebou! Thonne la Longue! Und wie Ihr alle heißt. Kommt herbei und seht! ein Mann umsonst! Wer will ihn?«

Gringoire in seinem kläglichem Aufzuge war ohne Zweifel wenig anziehend. Die Gaunerweiber zeigten sich auch wenig gerührt bei diesem Vorschlage. Der Unglückliche hörte sie antworten: »Nein! Nein! Hängt ihn nur! Da gibt es Vergnügen für Alle.«

Drei indessen traten aus dem Haufen hervor, um ihn genauer in Augenschein zu nehmen.

⁸⁾ Dieses sonderbare Zigeunergesetz findet man ausführlich beschrieben in der alten englischen Gesetzgebung. S. Burington's „Observations“ Anm. d. Verf.

Die erste war ein dickes, vierschrotiges Mädchen. Sie untersuchte das elende Wamms des Philosophen. Der Kittel war abgenutzt, und durchlöcherter als eine Pfanne zum Kastanienbraten. Sie machte ein verdrießliches Gesicht. — »Ein alter Lappen!« murmelte sie; darauf sagte sie zu Gringoire: »Zeig einmal Deinen Mantel!«

»Ich habe ihn verloren!« war die Antwort.

»Deinen Hut?« —

»Man hat ihn mir genommen.«

»Deine Schuhe?« —

»Sie haben fast keine Sohlen mehr.«

»Deine Börse?« —

»Ach!« seufzte Gringoire, »ich habe keinen Pariser Heller mehr.«

»Laß Dich nur hängen,« versetzte das Mädchen, indem sie ihm den Rücken zuehrte.

Die zweite, alt, schwarz, runzlicht und so häßlich, daß sie sogar im Wunderhose Epoche machte, besah Gringoire von allen Seiten. Er zitterte fast davor, daß sie ihn nehmen möchte. Aber sie murmelte zwischen ihren Zähnen: »Er ist zu mager,« und entfernte sich.

Die dritte war ein junges Mädchen, ziemlich frisch und nicht allzuhäßlich. »Rettet mich!« sagte der arme Teufel zu ihr mit leiser Stimme,

Sie betrachtete ihn einen Augenblick lang mit mittheidiger Miene; dann schlug sie die Augen nieder, und zupfte an ihrem Rocke. Er folgte mit den Augen allen ihren Bewegungen, es war der letzte Hoffnungsschimmer. — »Nein,« sagte endlich das junge Mädchen, »nein! — Wilhelm Longue Sour würde mich prügeln.« Sie kehrte ins Gedränge zurück.

»Camerad,« sagte Clopin, »Du hast Unglück.«

Dann sich auf seine Tonne erhebend, sagte er: »Will ihn Niemand?« indem er zur Belustigung Aller die Stimme eines Auktionators nachahmte; »will ihn Niemand? Zum Ersten! Zum Zweiten! und zum — Dritten. Bei diesen Worten drehte er sich mit dem Kopfe nickend zum Galgen und rief: »Zugeschlagen!«

Bellevigne de l'Etoile, Andry le Rouge, Franz Chantep prune näherten sich Gringoire.

In diesem Augenblicke erhob sich ein Geschrei unter der Bande: — »Die Esmaralda! die Esmaralda!« —

Gringoire zitterte und wandte sich nach der Seite, von welcher das Geschrei kam. Der Haufen öffnete sich, und ließ eine kleine blendende Gestalt durch. Es war die Zigeunerin.

Die Esmaralda, dachte Gringoire, und

mitten in seiner Todesangst erstaunte er doch über die sonderbare Art und Weise, wie dieses magische Wort alle seine Erinnerungen an den verfloffenen Tag zusammenknüpfte.

Dieses seltene Geschöpf schien sogar im Wunderhose die Herrschaft der Schönheit und der Reize auszuüben. Männer und Weiber stellten sich von selbst in Reihen auf, um sie durchzulassen, und ihre schrecklichen Gestalten wurden durch ihren Anblick erheitert.

Sie näherte sich dem Delinquenten mit leichtem Schritte. Ihre niedliche Dschali folgte ihr. Gringoire war mehr todt, als lebendig. Sie betrachtete ihn einen Augenblick schweigend.

»Ihr wollt diesen Menschen hängen?« sagte sie ernst zu Clopin.

»Ja, Schwester,« antwortete der König von Thunes, »wenn Du ihn nicht zum Manne nehmen willst.«

Sie warf ihre Unterlippe auf, wie es Gringoire an ihr schon früher bemerkt hatte.

»Ich nehme ihn,« sagte sie endlich.

Gringoire glaubte in diesem Augenblicke steif und fest, seit diesem Morgen geträumt zu haben und jetzt den Traum fortzusetzen.

Die Entwicklung war freilich angenehm, aber gewaltsam.

Man knüpfte die Schlinge los und ließ den Poeten vom Schemel herabsteigen. Er mußte sich setzen, so stark fühlte er sich angegriffen.

Der Herzog von Aegypten brachte, ohne ein Wort zu sagen, einen irdenen Krug. Die Zigeunerin reichte ihn Gringoire hin. — »Werst ihn zur Erde!« sagte sie zu ihm.

Der Krug zerbrach in vier Stücke.

»Bruder,« sagte darauf der Herzog von Aegypten, indem er Beiden die Hand auf die Stirn legte, »sie ist dein Weib; Schwester, er ist Dein Mann. Auf vier Jahre. Geht!«

VII.

Eine Hochzeitsnacht.

Nach wenigen Minuten befand sich unser Dichter in einem kleinen, gothisch gewölbten, wohl verschlossenen und geheizten Zimmer, vor einem Tische sitzend, mit der Aussicht auf einen darüber angebrachten Speiseshrank und auf ein gutes Bette, ganz allein mit einem hübschen Mädchen. Das Abenteuer grenzte an Zauberei. Er fing an, sich in vollem Ernste für eine Person aus einem Feen-Mährchen zu halten; von Zeit zu Zeit blickte er um sich, um zu sehen, ob der mit zwei geflügelten Chimären bespannte

Wagen, welcher allein ihn so plötzlich aus der Hölle in das Paradies hatte versetzen können, noch da wäre. Auf Augenblicke heftete er seinen Blick auf sein durchlöchertes Wamms, um sich gleichsam an der Wirklichkeit festzuhalten und die Erde unter seinen Füßen nicht ganz zu verlieren.

Das junge Mädchen schien gar nicht auf ihn zu achten; sie ging, kam, stellte hier einen Schemel in Ordnung, schwakte mit ihrer Ziege und warf dann einmal die Unterlippe auf. Endlich setzte sie sich an den Tisch und Gringoire konnte sie nach Belieben in Augenschein nehmen.

Wer sich eine Vorstellung von Gringoire's Stimmung machen will, der erinnere sich an seine Kindheit, wenn er einen schönen, glänzenden Schmetterling von Gesträuch zu Gesträuch verfolgend, ihn endlich auf eine Blume des Feldes sich niederlassen sah und das Farbenspiel seiner prächtigen Flügel näher betrachten konnte; immer mit der Besorgniß, daß er wieder davon fliegen möchte, ehe er ihn gefascht hätte. In solcher Stimmung befand sich Gringoire, als er die Esmeralda so nahe vor Augen hatte, welche er bis dahin nur im Tanzwirbel und durch eine sie umgebende Menschenmasse gesehen hatte.

Immer tiefer in seinen träumerischen Ge-

danken nachhängend, sagte er bei sich, mit den Augen sie verfolgend: Das ist also die Esmeralda! ein himmlisches Geschöpf! eine Straßen-Länzerin! so viel und doch so wenig! Sie hat meinem Mysterium heute den Gnadenstoß gegeben, sie hat mir heute Abend das Leben gerettet. Mein böser Genius! Mein Schutzengel! — Ein hübsches Frauenzimmer, meiner Treu! die närrisch in mich verliebt sein muß, da sie mich so genommen hat! — Ganz recht, sagte er für sich, indem er plötzlich aufstand, ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, aber ich bin ihr Mann!

Mit diesem Gedanken im Kopfe näherte er sich dem jungen Mädchen auf eine so militärische und galante Weise, daß sie zurücksprang. — »Was wollt Ihr von mir?« sagte sie.

»Könnt Ihr noch darnach fragen? angebetete Esmeralda?« antwortete Gringoire mit einem so leidenschaftlichen Ausdrucke, daß er selbst darüber erstaunte, als er sich sprechen hörte.

Die Zigeunerin machte große Augen. — »Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt?«

»Wie?« versetzte Gringoire, der immer kühner wurde, jemehr er bedachte, daß er es nur mit einer Tugend vom Wunderhose zu thun hatte, »bin ich nicht Dein, süße Freundin?

bist Du nicht mein?« — Bei diesen Worten faßte er sie ganz dreist um.

Das Corsett der Zigeunerin entglitt wie eine Althaut seinen Händen. Sie sprang in einen Winkel des kleinen Gemachs, bückte sich und richtete sich wieder auf, mit einem kleinen Dolche in der Hand, ehe Gringoire Zeit hatte, nur einmal zu bemerken, woher dieser Dolch kam; — gereizt und stolz, mit aufgeworfenen Lippen, offenen Nasenlöchern, mit Wangen, die roth waren wie ein Franzapfel, und mit zornfunkelnden Augen stand sie da. Zu gleicher Zeit stellte sich die weiße Ziege vor sie hin und zeigte Gringoire drohend ihre beiden vergoldeten, spitzigen Hörner. Alles dieses geschah in einem Augenblicke.

Unser Philosoph blieb ganz starr, und sah halb die Ziege, halb das Mädchen an. — »Heilige Jungfrau!« sagte er endlich, als die Ueberraschung ihm die Sprache wieder gab, »das sind ja zwei Furien!«

Die Zigeunerin brach ihrerseits zuerst das Schweigen: »Du mußt ein sehr dreister Narr sein!«

»Verzeiht, Mademoiselle!« sagte Gringoire lächelnd. »Aber warum habt Ihr mich zum Manne genommen?«



»Sollte ich Dich denn hängen lassen?«

»So,« versetzte der Dichter, ein wenig von seinen verliebten Hoffnungen zurückkommend, »Ihr habt also keinen andern Gedanken gehabt, als Ihr mich heirathetet, als den, mich vom Galgen zu erretten?«

»Und welchen andern Gedanken sollte ich gehabt haben?«

Gringoire biß sich in die Lippen. »Gut,« sagte er, »ich bin noch nicht so siegreich in der Liebe, als ich es glaubte. Aber wozu mußte denn der arme Krug zerbrochen werden?« — Unterdessen waren der Dolch der Esmeralda und die Hörner der Ziege immer zur Abwehr jedes etwanigen Angriffs bereit.

»Mademoiselle Esmeralda,« sagte der Dichter, »laßt uns capituliren. Ich bin kein Gerichtschreiber im Chatelet und werde Euch nicht skandalisiren, daß Ihr so allen Ordonnanzen und Verboten des Herrn Profoß zum Troste einen Dolch innerhalb Paris tragt. Ihr wißt aber vielleicht nicht, daß Noël Lescrivain vor acht Tagen zu einer Geldstrafe von 10 Pariser Sous verurtheilt ist, weil er einen Stockbeugen getragen hat. Das ist überhaupt nicht meine Sache, und ich komme jetzt zur Hauptsache. Ich schwöre Euch auf meinen Antheil vom Pa-

radiese, daß ich Euch nicht nahe kommen werde ohne Eure Erlaubniß; aber gebt mir zu essen.

Im Grunde war Gringoire sehr wenig verliebter Natur. Er besaß nicht jene ritterliche, soldatische Art, mit der man die jungen Mädchen im Sturm erobert. In der Liebe, wie bei jeder andern Angelegenheit, bequeme er sich gern nach den Umständen, und ein gutes Abendessen, ein freundschaftliches Zwiegespräch, erschien ihm, vorzüglich wenn er Hunger hatte, als ein vortrefflicher Zwischenact zwischen dem Prolog und der Entwicklung eines Liebes-Abenteuers.

Die Ziegeunerin antwortete nicht. Sie machte ihre verächtliche Miene, drehte den Kopf wie ein Vogel, fing dann plötzlich an zu lachen, und der Dolch verschwand, wie er gekommen war, ohne daß Gringoire sehen konnte, wo die Biene ihren Stachel verbarg.

Bald darauf lag auf dem Tische ein Roggenbrot, eine Scheibe Speck, einige zusammengeschrumpfte Aepfel, daneben stand ein Krug Bier. Gringoire fing eifrig an zu essen. Wer das gewaltige Klirren seiner eisernen Gabel und seines irdenen Tellers hörte, hätte meinen sollen, seine ganze Liebe wäre in Appetit verwandelt worden.

Das junge, vor ihm sitzende Mädchen sah seinem Treiben schweigend zu, sichtbar mit einem andern Gedanken beschäftigt, wobei sie von Zeit zu Zeit lächelte, während ihre zarte Hand den auf ihren Knien ruhenden Kopf der klugen Ziege streichelte. Ein angezündetes Licht von gelblichem Wachs erleuchtete diese Scene der Gefräßigkeit und Träumerei.

Jedoch, als Gringoire seinen knurrenden Magen einigermaßen beschwichtigt hatte, empfand er eine Art falscher Scham darüber, daß nur noch ein Apfel übrig blieb. — »Eßt Ihr nicht, Jungfer Esmeralda?«

Sie antwortete mit einem Kopfschütteln und ihr nachdenkender Blick heftete sich an das Gewölbe der Zelle. — Womit mag sie beschäftigt sein? dachte Gringoire und folgte ihren Blicken. — Unmöglich ist es der in Stein gehauene Zwerg an der Decke, der so ihre Aufmerksamkeit ganz an sich zieht. Was Teufel! den Vergleich damit kann ich doch wohl aushalten!

Er erhob seine Stimme: »Jungfer!« — Sie schien ihn nicht zu hören. Er wiederholte noch lauter: »Jungfer Esmeralda!« — Verlorne Mühe. Ihr Geist war anderswo, und Gringoire's Stimme besaß nicht die Macht, ihn

zurück zu rufen. Glücklicherweise mischte sich die Zigege darein. Sie fing an, ihre Herrin sanft am Aermel zu zupfen. — »Was willst Du, Dschali?« fragte lebhaft die Zigeunerin, wie aus tiefem Schlafe erwachend.

»Sie ist hungrig,« sagte Gringoire, erfreut, eine Unterhaltung anknüpfen zu können. Die Esmeralda fing an, Brot zu zerbröckeln, welches Dschali zierlich aus ihrer hohlen Hand fraß. — Gringoire ließ ihr nicht Zeit, wieder in ihr voriges Träumen zu versinken. Er wagte eine fühlige Frage.

»Ihr wollt mich also nicht zum Manne?«

Das Mädchen sah ihn fest an und sagte:

»Nein.«

»Zum Liebhaber?« — Sie warf ihre Unterlippe auf und antwortete: »Nein.«

»Zum Freunde?« fuhr Gringoire fort. — Sie sah ihn noch einmal festen Blickes an und sagte nach kurzem Nachdenken: »Vielleicht.« Dieses den Philosophen so theure Vielleicht machte Gringoire dreister.

»Wißt Ihr, was die Freundschaft ist?« fragte er.

»Ja,« antwortete die Aegypterin; »das ist Bruder und Schwester, zwei Seelen, die sich berühren ohne sich zu vermählen, wie zwei Finger der Hand.«

»Und die Liebe?« fragte Gringoire weiter.
 »O, die Liebe!« sagte sie und ihre Stimme zitterte, ihr Auge strahlte. »Das heißt zwei sein und doch nur eins. Ein Mann und ein Weib, welche sich in einen Engel verschmelzen. Es ist der Himmel.«

Die Tänzerin hatte bei diesen Worten eine Schönheit, welche Gringoire in Erstaunen versetzte und ihm mit dem beinahe orientalischen Schwunge ihrer Worte im Verhältniß zu stehen schien. Auf ihren halbgeöffneten, rosigen Lippen schwebte ein Lächeln, ihre heitere weiße Stirn wurde auf Augenblicke trübe, wie ein Spiegel von einem Hauche, und unter ihren langen, schwarzen Augenwimpern strahlte ein Lichtglanz, welcher ihrem Profil die idealische Lieblichkeit gab, in welcher Raphael ein unterscheidendes Merkmal der Jungfräulichkeit, der mütterlichen Würde und der Gottheit fand. — Gringoire fuhr jedoch fort: »Aber wie muß man beschaffen sein, um Euch zu gefallen?«

»Man muß ein Mann sein.«

»Und ich,« sagte er, »was bin ich denn?«

»Ein Mann hat einen Helm auf dem Kopfe, den Degen in der Hand und goldne Sporen an den Fersen.«

»Gut,« sagte Gringoire, »ohne Pferd also kein Mann. — Liebt Ihr einen?«

Sie blieb einige Augenblicke lang im Nachdenken versunken, dann sagte sie mit einem ganz besondern Ausdruck der Stimme: »Ich werde es bald erfahren.«

»Warum nicht diesen Abend noch?« versetzte zärtlich der Dichter. »Warum liebt Ihr nicht mich?«

Sie blickte ihn ernst an und sagte: »Ich werde nur einen Mann lieben können, der mich beschützen kann.«

Gringoire erröthete und ließ es sich gesagt sein. Es war augenscheinlich, daß das Mädchen auf den wenigen Beistand anspielte, welchen er ihr in jener kritischen Lage vor zwei Stunden geleistet hatte: Diese Erinnerung, welche durch die übrigen erlebten Abenteuer verwischt war, lebte wieder auf. Er schlug sich an die Stirn.

»Ja so, Jungfer, ich hätte damit anfangen sollen. Verzeiht mir meine alberne Zerstretheit. Wie habt Ihr es denn angefangen, um Quasimodo's Klauen zu entkommen?«

Bei dieser Frage erschrak die Zigeunerin. »O der scheußliche Bucklige!« sagte sie, verbarg sich das Gesicht mit den Händen und schauderte.

»In der That ein schrecklicher Mensch!« sagte Gringoire; »aber habt Ihr ihm entkommen können?«

Die Esmeralda lächelte, seufzte und schwieg.
 »Wißt Ihr, warum er Euch verfolgt hatte?« fragte Gringoire, um durch einen Umweg zu seiner ersten Frage zurückzukommen.

»Ich weiß es nicht,« war die Antwort. Aber schnell fügte sie hinzu: »Aber warum folgtet Ihr mir nach?«

»Auf mein Wort,« antwortete Gringoire, »ich weiß es auch nicht.«

Es entstand eine Pause. Gringoire kitzelte mit seinem Messer auf dem Tische. Das junge Mädchen lächelte und schien durch die Mauer hindurch nach etwas zu sehen. Plötzlich fing sie mit kaum lautbaren Tönen an zu singen:

„Quando las pintadas Aves

Mudas estan, y la tierra“ ... *)

Schnell brach sie wieder ab und liebkosete ihre Ziege.

»Ihr habt da ein hübsches Thier,« sagte Gringoire. — »Es ist meine Schwester,« antwortete sie. — »Warum nennt man Euch die Esmeralda?« fragte der Dichter. — »Ich weiß es nicht.« — »Wirklich nicht?«

Sie zog aus dem Busen eine Art kleines, längliches Säckchen, das an einer Schnur von

*) „Wenn die gefiederten Vögel stumm werden und die Erde“ ... — der Anfang einer alten spanischen Romanze.

Aberzarach-Körnern an ihrem Halse hing und einen starken Kamphergeruch verbreitete. Es war mit grüner Seide bedeckt und hatte in der Mitte ein großes Stück grünes Glas, einem Smaragd ähnlich.

»Vielleicht heiße ich deshalb so,« sagte sie.

Gringoire wollte das Säckchen in die Hand nehmen. Sie trat zurück. — »Berühre es nicht, es ist ein Amulet. Du würdest entweder dem Zauber schaden, oder der Zauber Dir.« Die Neugierde des Dichters wurde immer reger. — »Wer hat es Euch gegeben?«

Sie legte einen Finger auf ihren Mund und verbarg das Amulet in ihrem Busen. Er versuchte andere Fragen, aber sie antwortete kaum.

»Was bedeutet das Wort: Esmeralda?«

»Ich weiß es nicht,« sagte sie. — »Welcher Sprache gehört es an?« — »Ich glaube, es ist ägyptisch.« — »Ich habe es wohl gedacht. Ihr seid nicht aus Frankreich?« — »Ich weiß es nicht.« — »Habt Ihr keine Aeltern?« — Sie fing ein altes Lied an zu singen.

»Es ist gut,« sagte Gringoire. »In welchem Alter seid Ihr nach Frankreich gekommen?« — »Ganz jung.« — »Und nach Paris?«

»Im vorigen Jahre. Als wir in's Papst-

Thor hineingingen, sah ich die Schilf-Grasmücke in der Luft ziehen; es war am Ende des Augusts; da sagte ich: der Winter wird hart werden.«

»Er war es auch,« sagte Gringoire, er freut über diesen Anfang der Unterhaltung; »ich habe immer in meine Hände blasen müssen. Ihr besitzt also die Gabe der Weissagung?«

Sie antwortete wieder lakonisch, wie vorhin: »Nein.«

»Ist der Mann, welchen Ihr den Herzog von Aegypten nennt, Euer Oberhaupt?« — »Ja.« — »Er hat uns aber doch zusammen verheirathet.«

Sie machte wieder die ihr eigenthümliche verächtliche Miene: »Ich weiß nicht einmal Deinen Namen.«

»Mein Name ist Gringoire, wenn Ihr ihn wissen wollt.«

»Ich weiß einen viel schönern,« sagte sie.

»Böses Mädchen!« versetzte der Dichter. »Doch es macht nichts aus, Ihr werdet mich nicht aufbringen. Vielleicht werdet Ihr mich lieb gewinnen, wenn Ihr mich besser kennt, und überdies habt Ihr mir Eure Lebensgeschichte mit so viel Zutrauen erzählt, daß ich Euch auch die meinige schuldig bin. Wisset daher: Ich

heiße Peter Gringoire, ich bin der Sohn des
 Pächters der Gerichtsschreiberei von Genesve.
 Mein Vater wurde von den Burgundern ge-
 hangen und meine Mutter von den Pikardiern
 bei der Belagerung von Paris vor 20 Jahren
 ermordet. In einem Alter von sechs Jahren
 war ich also eine Waise. Wie ich über die
 Zwischenzeit vom sechsten bis zum sechzehnten
 Jahre weggekommen bin, weiß ich nicht. Eine
 Obsthändlerin gab mir hier einmal eine Pflaume,
 dort warf mir ein Bäcker eine Rinde zu; des
 Abends ließ ich mich von den Schaarwächtern
 aufgreifen und ins Gefängniß werfen, wo ich
 eine Streu fand. Trotz allem diesem bin ich
 groß und mager geworden, wie Ihr seht. Des
 Winters wärmte ich mich im Vorhofe des Ho-
 tel de Sens an der Sonne, und fand es sehr
 lächerlich, daß das St. Johannisfeuer für die
 Zeit der Hundstage aufgespart wurde. Im
 Alter von sechzehn Jahren wollte ich einen
 Stand ergreifen. Nach und nach versuchte ich
 Alles. Ich wurde Soldat, aber ich war nicht
 muthig genug. Ich wurde Mönch, aber ich
 war nicht devot genug und — trank zu schlecht.
 Aus Verzweiflung trat ich als Lehrling unter
 die Zimmerleute, aber ich war zu schwach von
 Körper. Ferner hatte ich Neigung, Schulmei-



ster zu werden; freilich konnte ich nicht lesen, aber das war noch kein Grund, der mich davon abhalten konnte. Endlich sah ich ein, daß mir zu Allem Etwas fehlte, und da ich sah, daß ich zu Nichts taugte, wurde ich aus voller Neigung Dichter und Componist. Dies ist ein Stand, den man immer ergreifen kann, wenn man an ein herumschweifendes Leben gewöhnt ist, und das ist doch besser, als zu stehlen, wie mir einige junge Freunde riethen, die vom Straßenraube lebten. An einem glücklichen Tage begegnete ich dem ehrwürdigen Archidiaconus der Kirche Notre-Dame, Claude Frollo. Er fand Interesse an mir, und ihm verdanke ich es, daß ich jetzt ein wirklicher Gelehrter bin, der das Lateinische aus dem Grunde versteht, und weder in der Dichtkunst, noch in der Musik, noch selbst in der Alchymie, dieser höchsten Weisheit, unbewandert ist. Ich bin der Verfasser des Mysteriums, welches man heute mit großem Beifall in dem Saale des Gerichtspalastes gegeben hat. Ich habe auch ein Buch von 600 Seiten über den Kometen vom Jahre 1465 geschrieben, über den ein Mensch toll wurde. Ich habe auch in andern Dingen Glück gehabt; als ich Tischler bei der Artillerie war, arbeitete ich an der großen Kanone des Johann

Maugue, welche auf der Brücke von Charenton zerbarst, als man sie probirte und welche 24 Neugierige getödtet hat. Ihr seht, daß ich gerade keine schlechte Partie bin. Ich weiß noch allerliebste Dinge, die ich Eurer Ziege lehren will; z. B. den Bischof von Paris darzustellen, diesen verdammten Pharisäer, dessen Mühlen die über die Müllerbrücke Gehenden bespritzen. Und dann wird mir mein Mysterium viel an gemünztem Gelde einbringen, wenn man mir es bezahlt. Kurz, ich stehe zu Eurem Befehl, ich und mein Geist, meine Wissenschaft, meine Gelehrsamkeit, und bin bereit, Jungfer, mit Euch zu leben, wie es Euch beliebt, keusch oder lustig; als Mann und Weib, wenn Ihr es für gut findet; als Bruder und Schwester, wenn das Euch besser behagt.*

Gringoire schwieg und erwartete den Eindruck, den seine Rede auf das junge Mädchen gemacht haben würde. Sie heftete die Augen an die Erde. — »Phöbus,« sagte sie mit leiser Stimme. Dann wandte sie sich zum Dichter: »Phöbus, was bedeutet das Wort?«

Gringoire, welcher nicht begriff, in welcher Verbindung diese Frage mit seiner Anrede stand, war erfreut, seine Gelehrsamkeit auskramen zu können. Er warf sich in die Brust und ant-

wortete: »Das ist ein lateinisches Wort, welches die Sonne bedeutet.«

»Sonne!« versetzte sie.

»Es ist der Name eines gewissen schönen Bogenschützen, welcher ein Gott war,« fügte Gringoire hinzu.

»Ein Gott!« wiederholte die Zigeunerin, und in ihrem Tone lag etwas Leidenschaftliches. In diesem Augenblicke ging eins ihrer Armbänder los und fiel zur Erde. Gringoire bückte sich schnell, um es wieder aufzuheben; als er wieder auf sah, waren das Mädchen und die Ziege verschwunden. Er hörte das Geräusch eines Riegels. Es war eine kleine Thür, die sich plötzlich verschloß und welche ohne Zweifel in eine angrenzende Kammer führte.

»Hat sie mir denn wohl ein Bette zurückgelassen?« sagte unser Philosoph. — Er durchsuchte die Zelle. Er fand keine andere zum Lager passende Geräthschaft, als einen ziemlich langen, hölzernen Koffer, dessen Deckel noch dazu mit Bildner-Arbeit geziert war; was Gringoire, als er sich darauf ausstreckte, ungefahr die Empfindung verursachte, welche Mikromegas empfunden haben mochte, als er sich seiner ganzen Länge nach auf den Alpen ausstreckte.

»Wohlan!« sagte er, indem er sich, so gut er konnte, zurecht legte, »ich muß mich drein ergeben. Aber das ist eine sonderbare Hochzeitsnacht. Es ist Schade; in dieser Vermählung durch den zerbrochenen Krug lag etwas so Natürliches und Antediluvianisches, welches mir überaus gefiel.«

Drittes Buch.

I.

Die Kirche Notre = Dame.

Ohne Zweifel ist die Kirche Notre = Dame zu Paris noch heut zu Tage ein erhabenes, majestätisches Gebäude. Aber so schön sie sich auch trotz ihres Alters erhalten hat, so kann man sich doch kaum enthalten, zu seufzen und unwillig zu werden über die zahllosen Verstümmelungen, welche zugleich die Zeit und die Menschen diesem ehrwürdigen Denkmale zugefügt haben, ohne Scheu gegen Karl den Großen, welcher den Grundstein zu dieser Kirche legte, und gegen Philipp August, welcher sie vollendete.

Wenn wir jedoch Zeit hätten, mit dem Leser die Spuren der Zerstörung, welche die alte Kirche an sich trägt, eine nach der andern zu untersuchen, so würden wir finden, daß die Zeit den geringsten Antheil, den größten aber die Menschen, und vorzüglich Künstler daran gehabt haben.



Um nur einige vorzügliche Beispiele anzuführen, so gibt es gewiß wenig schönere Denkmäler der Baukunst als die Fassade dieser Kirche. Hier treten auf einmal in der schönsten Harmonie vor das Auge des Beschauers: die drei gothisch gewölbten Portale, die Reihe der 28 königlichen Nischen, die ungeheure Einsehkroße mit zwei Seitenfenstern, ähnlich dem Priester mit seinem Diaconus und Unterdiaconus; die hohe und zierliche Gallerie von Kreuz=Arkaden, welche auf ihren zarten Säulen einen schweren Altar trägt, endlich die beiden schwarzen massiven Thürme mit ihren Schieferdächern, harmonische Theile eines prachtvollen Ganzen, in fünf gigantischen Stockwerken übereinander aufsteigend, und überall unzählige Bildhauer= und Schnitz=Arbeiten, welche zur ruhigen Größe des Ganzen passen; gleichsam eine ungeheure Symphonie von Stein, das kolossale Werk eines Menschen und eines Volkes, so in einander verwebt, wie die Iliade und die Romanceros, deren Schwester diese Kirche ist; die wunderbare Wirkung aller zusammenwirkenden Kräfte, einer Epoche, wo man auf jedem Steine in hundert Gestalten die Phantasie des Arbeiters, geregelt durch den Geist des Künstlers, hervortreten sieht.



Und was wir hier von der Fagade sagen, gilt von der ganzen Kirche, sowie von allen christlichen Kirchen des Mittelalters. — Kommen wir jedoch auf die erste zurück, so fehlen ihr heut zu Tage drei wichtige Dinge: zuerst der Auftritt von elf Stufen, mit welchem sie sich ehemals über den Boden erhob; dann die untere Reihe der Bildsäulen, welche in den Nischen der drei Portale standen, und die obere Reihe der 28 ältesten Könige von Frankreich, von Gildibert an bis zu Philipp August, welche die Gallerie des ersten Stockes sonst einfasste.

Was die Stufen betrifft, so hat die Zeit sie nach und nach verschwinden lassen, indem sie langsam und unwiderstehlich den Boden der Cité erhöhte. Aber wer hat die beiden Bildsäulen-Reihen herabgestürzt, und die Nischen leer gelassen? Wer hat mitten in das schöne mittelste Portal den neuen und unpassenden Schwibbogen hineingemauert? Wer es gewagt, die abgeschmackte, plumpe hölzerne Thür nach dem Geschmacke des Zeitalters Ludwigs XV. hinzuzufügen, neben Biscornette's Arabesken? Die Menschen, die Architekten und Künstler unserer Tage?

Und wenn wir in das Gebäude hineintreten, wer hat jenen Kolosß des heil. Christoph

umgestürzt, der unter den Bildsäulen eben so zum Sprichworte geworden war, als der große Saal des Justizpalastes unter den Sälen, und wie der Straßburger Münster unter den Thürmen? Und jene unzähligen Bildsäulen, in knieender Stellung, zu Fuß und zu Roß, von Männern, Weibern und Kindern, von Königen, Bischöfen, Rittern, in Marmor, in Gold, in Silber, in Kupfer, ja sogar in Wachs, diese zahllosen Statuen, welche die Säulengänge des Schiffs und des Chors bevölkerten, wer hat sie auf eine so vandalische Weise geraubt? Das hat die Zeit nicht gethan.

Wer hat ferner jenem alten gothischen, mit Reliquienkästchen ganz bedeckten Altare den plumpen marmornen Sarkophag mit Engelsköpfen und Wolken untergeschoben? Wer weiße, frostige Glasscheiben an die Stelle jener köstlichen Glasmalereien gebracht, welche das geblendete Auge unserer Väter bald nach der Rose des großen Portals, bald nach den Bildungen des hohen Chors zogen? Und was würde ein Cantor aus dem 16ten Jahrhunderte sagen, wenn er den schönen gelben Steinhörtel bemerkte, womit unsere vandalischen Erzbischöfe ihre Cathedrale angestrichen haben? Er würde sich erinnern, daß dieses die Farbe

war, womit der Henker die verrufenen Gebäude anstrich; es würde ihm das Hotel Petit-Bourbon einfallen, welches wegen der Verrätherei des Connetable von St. Pol ganz gelb gefärbt war; er würde glauben, die Stätte sei entweiht worden und in den Bann gethan, und würde entfliehen.

Und wenn wir auf die Cathedrale hinaufsteigen, ohne uns bei den tausend Barbareien aller Art aufzuhalten, was hat man mit jenem kleinen allerliebsten Thurm angefangen, welcher sich, auf den Durchschnittspunkt des Kreuzgewölbes stützend, nicht weniger zart und kühn, als der ihm benachbarte, auch zerstörte Thurm der heil. Kapelle, schlank und durchbrochen zum Himmel erhob? Ein Architekt von gutem Geschmack hat ihn im Jahre 1787 weggenommen und geglaubt, die Lücke zu verbergen durch einen breiten Guß von Blei, welcher dem Defekel eines Fleischtopfes gleicht.

So ist die wundervolle Kunst des Mittelalters fast überall, vorzüglich aber in Frankreich behandelt.

Die Kirche Notre-Dame zu Paris ist übrigens kein vollkommenes, classisches, in sich abgeschlossenes Denkmal. Sie ist keine römische und keine gothische Kirche. Sie hat nicht,

wie die Abtei von Tournus, die massive Dicke, das runde und breite Gewölbe, die eisige Nacktheit, die majestätische Einfachheit der Gebäude, welche dem römischen Vollbogen ihre Entstehung verdanken. Sie ist auch nicht, wie die Cathedrale zu Bourges, das großartige, leichte, vielgestaltete Erzeugniß der gothischen Baukunst. Wir können sie also nicht unter die alte Familie jener finstern, mystischen, niedriger und gleichsam unter dem Vollbogen eingedrückten Kirchen rechnen, welche in Hinsicht der Decke fast ägyptisch, sonst ganz hieroglyphisch, prierlich und symbolisch sind; deren Verzierungen vorzüglich in Rauten und Zickzack's und Blumen, weniger in Thier- und Menschengestalten besteht. Dieses ist die erste Kunstgestaltung, ganz der Abdruck jener theokratischen und militairischen Zucht, welche in den Zeiten des verfallenden römischen Reichs entsteht, und bis zu Wilhelm dem Eroberer reicht. Eben so wenig kann die Pariser Cathedrale unter jene andere Familie der hohen, lustigen, mit Glasmalereien und Bildhauerarbeiten reich verzierten Kirchen gerechnet werden, welche in spitzigen Winkeln Kühn emporstreben, in politischer Hinsicht Denkmäler des bürgerlichen Gemeinns, in Hinsicht der Kunst freie, eigensinnige, gleichsam zu-

gellose Erzeugnisse sind, und die zweite Formation der Baukunst bilden, welche von dem Ende der Kreuzzüge anfängt und bis auf Ludwig XI. sich erstreckt. Die Kirche Notre-Dame zu Paris gehört nicht zur reinen römischen Gattung, wie die erstern, und nicht zur reinen arabischen oder gothischen Gattung, wie die letztern.

Sie ist ein Gebäude der Uebergangs-Periode. Der sächsische Baumeister hatte die ersten Probepfeiler des Schiffs vollendet, als der Spitzbogen, welcher durch die Kreuzzüge in Europa eindrang, sich gleichsam als Eroberer über die breiten römischen Kapitälern legte, welche nur dazu bestimmt waren, Vollbogen zu tragen, und diente, von da an herrschend in der Baukunst, zur Vollendung des noch übrigen Theils der Kirche. Aber als ob er bei seinem ersten Auftreten noch furchtsam und schüchtern gewesen wäre, breitet er sich aus, und plattet sich noch ab, und wagt noch nicht, sich in Thürmchen und Spitzgen emporzuschwingen, wie er es später in so vielen andern, wundervollen Kirchen gethan hat. Man möchte behaupten, er empfände die Nachbarschaft der schweren, römischen Säulen.

Uebrigens verdienen diese Gebäude der Uebergangs-Periode der römischen in die gothis-

sche Baukunst nicht weniger studirt zu werden, als die reinen Typen beider Gattungen. Sie stellen eine Nuance der Kunst dar, welche ohne sie verloren gegangen wäre.

Die Kirche Notre-Dame zu Paris ist ganz besonders ein merkwürdiges Muster dieser Art. Eine jede Seite, ein jeder Stein des ehrwürdigen Denkmals ist ein Beitrag nicht allein zur Geschichte des Landes, sondern auch zur Geschichte der Wissenschaft und der Kunst. Während so die kleine Porte-Rouge beinahe die höchste gothische Zartheit des 15ten Jahrhunderts erreicht, gehen die Pfeiler des Schiffs, in Hinsicht ihres Umfangs bis zur carolingischen Abtei St. Germain-des-Prés zurück. Man sollte glauben, zwischen dieser Thür und den Pfeilern wäre ein Zwischenraum von 6 Jahrhunderten. Fast kein Alchymist verkennt in den Symbolen des großen Portals einen zureichenden Abriss seiner Wissenschaft, wovon die Kirche St. Jacques-de-la-Boucherie eine so vollständige Hieroglyphe lieferte. So finden wir also die römische Abtei, die alchymistische Kirche, die gothische und sächsische Kunst, den plumpen römischen Pfeiler, welcher an Gregoire VII. erinnert, die hermetische Symbolik Nicolaus Flamel's ¹⁾, des Vorgängers vor Luther, die päpst-

liche Einheit des Schisma, St. Germain-des-Prés, St. Jacques de-la-Boucherie, alles dieses vereinigt und vermischt in der Kirche Notre-Dame wieder. Sie ist unter den alterthümlichen Kirchen von Paris eine Art von Chimäre; sie hat den Kopf der Einen, die Glieder von der Andern, und überhaupt von Allen Etwas.

Wir wiederholen es, diese Bastard-Gebäude sind nicht weniger interessant für den Künstler, für den Alterthumsforscher, für den Geschichtschreiber. Sie machen bemerklich, inwiefern die Baukunst etwas Ursprüngliches ist, insofern sie darthun (was auch bei den Pyramiden Aegyptens, und den ungeheuern indischen Pagoden der Fall ist), daß die größten Erzeugnisse der Baukunst weniger Werke von Einzelnen, als Gesellschafts-Werke sind; mehr das Erzeugniß arbeitender Völker, als das Werk des Genies einzelner Menschen; gleichsam das Archiv, welches ein Volk hinterläßt, der Niederschlag der auf einander folgenden Ausdünstungen der menschlichen Gesellschaft, mit einem Worte, Formations-Arten. Jede Woge der Zeit legt ihre Anschwemmung darüber, jedes

1) Nicolaus war einer der berühmtesten Alchimisten des Mittelalters, welcher zu Ende des 14ten und im Anfange des 15ten Jahrhunderts lebte.

Geschlecht legt seinen Sproßling auf das Monument, jedes Einzelwesen trägt seinen Stein dazu her. So machen es die Bienen und die Biber, so machen es auch die Menschen. Das große Symbol der Baukunst, Babel, ist ein Bienenkorb.

Die großen Gebäude, wie die großen Gebirge, sind das Werk von Jahrhunderten. Oft bildet die Kunst sich um, ehe sie vollendet sind, pendent opera interrupta; sie werden friedlich fortgesetzt nach der ungebildeten Kunst. Die neue Kunst nimmt das Werk da, wo sie es findet, assimilirt es sich, entwickelt es nach ihrer Phantasie, und bringt es zu Ende, wenn sie es kann. Die Sache geht ohne Störung, ohne Anstrengung und Rückschritt vor sich, einem ruhigen Naturgesetze folgend. Die Zeit ist der Baumeister, das Volk macht den Maurer.

Um noch einmal nur die christlich-europäische Baukunst ins Auge zu fassen, die nachgeborene Schwester der großen Mauerverbindungen des Orients, so erscheint sie uns als eine ungeheure Gebirgsformation, welche in drei übereinander liegende, wohl abge sonderte Schichten sich theilt; die römische, die gothische, und die der Periode der wiederaufblühenden Künste und Wissenschaften, welche wir gern die griechisch-römische

nennen möchten. Die römische Schicht, welche die älteste und am tiefsten liegende ist, hat zum Kennzeichen den Vollbogen, welcher, getragen durch griechische Säulen, in der neuern und obersten Schicht der Periode der Wiedergeburt wieder zum Vorschein kommt. Die gothische, deren Repräsentant der Spitzbogen ist, liegt zwischen beiden. Die Gebäude, welche ausschließlich einer einzigen von diesen dreien angehören, sind vollkommen unterschieden, und bilden ein Ganzes. Dahin gehört die Abtei zu Sumières, die Cathedrale zu Rheims, die Kirche zum heiligen Kreuz zu Orleans. Aber die drei Schichten vermischen sich am Rande mit einander, wie die Farben im Prisma. Daher die zusammengesetzten Denkmäler, die Gebäude der Uebergangs-Perioden. Das Eine ist römisch in der Grundlage, gothisch in der Mitte, und griechisch-römisch an der Spitze, weil 600 Jahre auf seinen Bau verwendet sind. Diese Abart ist selten. Der Schloßthurm zu Stampes ist ein Muster davon. Aber die Monumente zweier Formationen sind häufig. Dahin gehört die Kirche Notre-Dame, welche unten römisch und übrigens gothisch ist. Die Domkirche zu Rouen würde ganz gothisch sein, wenn nicht die äußerste Spitze ihres mittelsten Thurms aus der Periode der Wiedergeburt stammte.

Uebrigens betreffen alle diese Verschiedenheiten nur die Oberfläche der Gebäude. Die Kunst hat nur die Decke verändert. Die innere Einrichtung der christlichen Kirche wird nicht davon berührt. Hier bleibt immer dieselbe innere Vertheilung, derselbe logische Entwurf der einzelnen Theile. Welches auch die Hülle einer Cathedrale sei, man findet immer, wenigstens im Keime, die römische Basilika wieder. Sie entwickelt sich ewig auf dem Boden, nach demselben Gesetze. Es sind immer zwei Schiffe, welche sich in's Kreuz durchschneiden, und deren oberstes Ende, in eine Bogenlehne abgerundet, den Chor bildet; es sind innere niedrige Seitengänge für die Processionen im Innern, für die Kapellen. Ist dieses da, so modificirt sich die Zahl der Kapellen, der Portale, der Thürme und Thürmchen bis in's Unendliche, nach der Phantasie des Jahrhunderts, des Volkes und der Kunst. Ist für den Dienst des Cultus einmal gesorgt, ist er sicher gestellt, so verfährt die Baukunst nach Gutdünken. Bildsäulen, Glasmalereien, Einsekrösen, Arabesken, Einfassungen, Kapitälcr, Bas-Reliefs, alle diese Producte der Einbildungskraft combinirt sie nach dem Logarithmus, der ihr passend erscheint. Daher die wunderbare Mannichfaltigkeit dieser

Gebäude, auf deren Grunde so viel Ordnung und Einheit herrscht. Der Stamm des Baums ist unwandelbar; aber in der Vegetation herrscht Eigensinn und Laune.

II.

Paris in der Vogelperspective.

Wir haben es eben versucht, für den Leser die wunderbare Kirche Notre-Dame zu Paris gleichsam wieder herzustellen. Wir haben in der Kürze die meisten Schönheiten angegeben, welche sie im 15ten Jahrhundert besaß, und welche ihr jetzt fehlen; aber wir haben die vorzüglichste vergessen, das ist die Aussicht auf Paris, welche man damals von ihren Thürmen herab hatte.

Hatte man lange Zeit auf der finstern Wendeltreppe umhergetappt, welche fast perpendicular in der dicken Mauer der Thürme angebracht ist, und kam man nun plötzlich auf eine der beiden hohen Plateformen an die Luft und ins Licht, so war es ein schönes Gemälde, welches sich auf allen Seiten unter den Augen des Beschauers aufrollte; ein Schauspiel eigener Art, von welchem sich diejenigen unter unsern Lesern leicht eine Vorstellung machen können, welche so glücklich gewesen sind, eine vollkommen go-

thische Stadt zu sehen, wie es deren noch einige gibt, wie Nürnberg in Baiern, Vittoria in Spanien; oder selbst kleinere Proben, wenn sie wohl erhalten sind, wie Vitre in der Bretagne, Nordhausen in Preußen.

Paris war schon vor 300 Jahren eine Riesen-Stadt. Die heutigen Pariser irren sich durchaus in Hinsicht des Umfangs, welchen sie gewonnen zu haben glauben. Seit Ludwig XI. hat sich Paris nicht viel über ein Drittheil vergrößert, aber es hat weit mehr an Schönheit verloren, als es an Größe gewonnen hat.

Paris ist, wie bekannt, auf der alten Insel der Cité entstanden, welche die Gestalt einer Wiege hat. Das sandige Ufer dieser Insel war seine erste Mauer, die Seine sein erster Graben. Paris blieb mehre Jahrhunderte lang eine Inselstadt, mit zwei Brücken, einer im Norden, einer andern im Süden, und mit zwei Brückenköpfen, welche zugleich ihre Thore und ihre Festungen waren; das große Chatelet am rechten, und das kleine Chatelet am linken Ufer. Darauf unter den Königen aus dem ersten Stamme wurde es ihm zu eng auf der Insel, und es trat über das Wasser. Nun entstand die erste Einfassung von Mauern und Thürmen auf beiden Seiten der Seine.



Davon fanden sich im 16ten Jahrhundert noch einige Spuren; heut zu Tage ist davon nur die Erinnerung und hie und da eine Tradition geblieben, wie das Thor Baudets oder Baudoyer, porta Bagauda. Nach und nach traten die Häusermassen, immer von dem Herzen der Stadt weg nach außen gedrängt, über diese Einfassung und vernichteten sie. Philipp August gab der Stadt einen neuen Damm. Er faßte Paris ein in eine kreisförmige Kette von dicken, hohen und festen Thürmen. Länger als ein Jahrhundert hindurch drängten sich hier die Häuser zusammen, häuften sich an, und erhöhten ihr Niveau in diesem Becken, wie das Wasser in einem Behälter. Sie wurden tiefer, sie setzten Stockwerke auf Stockwerke, sie stiegen über einander empor. Die Straßen durchkreuzten sich immer mehr und mehr, und wurden immer enger; jeder freie Platz füllte sich aus und verschwand. Endlich traten die Häuser auch über Philipp Augusts Mauer hinaus und zerstreuten sich ohne Ordnung und Symmetrie in der Ebene, wie Flüchtlinge. Da bildeten sie sich in Vierecke, umgaben sich mit Gärten, und um 1367 dehnten sich die Vorstädte so aus, daß die Stadt einer neuen Einfassung bedurfte, vorzüglich auf dem rechten Ufer. Karl V.



baute sie. Aber eine Stadt wie Paris steht in einem fortwährenden Wachsthum. Nur solche Städte werden Hauptstädte. Sie sind gleichsam die Trichter, welche alle geographischen, politischen, sittlichen und intellectuellen Stoffe eines Landes an sich ziehen; Brunnen der Civilisation und zugleich Sammelplätze des lieblichen Gesindels, wo Handel- und Gewerbfleiß, Einsicht und Bevölkerung, Alles, was Saft, Seele und Leben in einem Volke ist, unaufhörlich, Tropfen auf Tropfen, von Jahrhundert zu Jahrhundert versammelt. Die Einfassung Karls V. hatte also dasselbe Schicksal, welches die Philipp Augusts gehabt hatte. Seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts wurde auch sie überschritten; die Vorstädte dehnten sich weiter aus. So hatte Paris damals schon seine dreifache Mauer überschritten, welche seit der Zeit Julians des Apostaten gleichsam im großen und kleinen Chatelet, wie in ihrem Keime enthalten waren. Die mächtige Stadt hatte nach und nach ihre vierfachen Mauern durchbrochen, so wie ein heranwachsendes Kind aus den Kleidern des vergangenen Jahres herauswächst. Unter Ludwig XI. sah man stellenweise in diesem Häuser-Meere einige Gruppen von den Thurmrüinen der alten Einfassungen hervor

ragen, wie Hügelspitzen in einer überschwemmten Gegend, oder wie Inselgruppen des alten vom neuen verschlungenen Paris.

Im 15. Jahrhunderte war Paris noch in drei ganz verschiedene, abge sonderte Städte getheilt, von denen jede ihre eigenthümliche Physiognomie, ihre Sitten, ihre Gebräuche, ihre Privilegien und ihre Geschichte hatte: die Cité, die Universität und die Stadt. Die auf der Insel liegende Cité war die älteste und kleinste, die Mutter der beiden andern, zwischen ihnen eingepreßt, wie eine kleine alte Frau zwischen ihren beiden großen und schönen Töchtern. Die Universität bedeckte das linke Ufer der Seine, von der Tournelle an bis zum Nesle-Thurm, welche beide Punkte in dem heutigen Paris der Weinhalle und der Münze entsprechen. Ihre Mauer dehnte sich ziemlich weit in das Feld hinaus, wo Julian seine warmen Bäder gebaut hatte. Der Bezirk der heil. Genoveva war von ihr mit eingeschlossen. Der hervorstechende Punkt ihrer Mauer-Krümmung war das Papst-Thor, d. i. ungefähr die Stelle des jetzigen Pantheons. Die Stadt, welche den größten Theil von Paris ausmachte, nahm das rechte Ufer ein. Ihr Ufer, an mehren Stellen unterbrochen, lief die Seine entlang vom Billy-Thurm bis zum Holz-

Thürme, d. h. von der Stelle, wo jetzt der Grenier d'Abondance liegt, bis zu den Tuilerien. Diese vier Punkte, wo die Seine die Einfassung der Hauptstadt durchschnitt, die Tournelle und der Neße-Thurm zur Linken, der Billy-Thurm und der Holz-Thurm zur Rechten, hießen vorzugsweise die vier Thürme von Paris. Die Stadt erstreckte sich noch weiter in die Felder hinein als die Universität. Der äußerste Punkt der Stadtmauer (nämlich der Karls V.) lag zwischen den Thoren St. Martin und St. Denis, deren Platz sich nicht verändert hat.

Wie wir oben bemerkt haben, war ein jeder dieser drei großen Abschnitte von Paris eine Stadt, aber eine Stadt, welche der beiden ändern nicht entbehren konnte. Also gewährten sie auch eine jede ihre eigenthümliche Ansicht. In der Cité gab es Kirchen in Ueberfluß, in der Stadt Paläste, in der Universität Collegien-Gebäude. Auf der Insel gehörte die Jurisdiction dem Bischöfe, auf dem rechten Ufer dem Profosß der Kaufleute, und auf dem linken dem Rector der Universität. Der Profosß von Paris, ein königlicher und kein Municipal-Beamter, wachte über das Ganze. Die Cité hatte ihre Notre-Dame, die Stadt das Louvre und das Stadthaus, die Universität die Sorbonne. In der Stadt waren



die Hallen, in der Cité das Hôtel-Dieu, in der Universität der Pré-aux-Clercs. Das Verbrechen, was ein Schüler auf dem linken Seine-Ufer begangen hatte, wurde auf der Insel im Gerichts-Palaste gerichtet, und auf dem rechten Ufer im Montfaucon bestraft, wenn nicht der Rector, im Fall die Universität sich stark fühlte, und der König schwach war, Einsprache that. Denn es war ein Privilegium der Studenten, daß sie nur in ihrem Bezirke gehangen werden durften.

Im 15ten Jahrhundert bespülte die Seine im Umkreise von Paris fünf Inseln: die Insel Louviers, wo damals nur Bäume standen, die Kuh-Insel, und die Insel Notre-Dame, beide wüste bis auf ein baufälliges Haus, beide Lehen des Bischofs (im 17ten Jahrhundert hat man daraus eine gemacht, welche man bebaut und die Insel St. Ludwig genannt hat); endlich die Cité, und an ihrer Spitze die Insel des Vieh-Fährmanns, welche seitdem unter den Bogen des Pont-Neuf verschwunden ist. Die Cité hatte damals fünf Brücken; drei zur Rechten: die Brücke Notre-Dame, die Pont-aux-Change, von Stein, und die Müllerbrücke, von Holz; zwei zur Linken: die kleine Brücke, von Stein, und die Brücke St. Michel, von Holz,



alle beide mit Häusern belastet. Die Unversität hatte sechs Thore; nämlich, wenn wir von der Tournelle anfangen, das Thor St. Victor, das Bordell-Thor, das Papst-Thor, das Thor St. Jakob, St. Michel, und St. Germain. Die Stadt hatte eben so viel von Karl V. gebaute Thore; nämlich, vom Thurm Billy angefangen, das Thor St. Antoine, das Thor des Tempels, das Thor St. Martin, St. Denis, das Montmartre-Thor und das Thor St. Honore. Alle diese Thore waren fest und schön. Ein breiter und tiefer Graben, im Winter voll fließenden Wassers, bespülte die Mauern rings um Paris. Des Nachts verschloß man die Thore, versperrete den Fluß an beiden Enden der Stadt mit großen eisernen Ketten und Paris schließ ruhig.

In der Vogelperspective gesehen boten die drei Theile dem Auge den Anblick eines unauflösbaren Knäuels von sonderbar in einander verschlungenen Straßen dar. Jedoch erkannte man beim ersten Anblick, daß alle drei nur ein Ganzes bildeten. Man sah sofort zwei lange, beinahe in gerader Linie, ohne Unterbrechung neben einander fortlaufende Straßen, welche durch alle drei Städte gingen, sie mit einander verbanden, und ohne Unterlaß das Volk der einen in die Mauern der andern hinüberleiteten.



Die erste dieser beiden Straßen ging von dem Thore St. Jakob bis zum Thore St. Martin, und hieß Jakobsstraße in der Universität, Judensstraße in der Cité, und Martinsstraße in der Stadt; sie ging über die Brücken Petit-Pont und Notre-Dame. Die zweite, welche Straße la Harpe auf dem linken Ufer, Straße de la Batterie auf der Insel und Straße St. Denis auf dem rechten Ufer hieß, und auf der St. Michels-Brücke und Pont-aux-Changes über die Arme der Seine ging, fing an vom Thore St. Michel in der Universität, und erstreckte sich bis zum Thore St. Denis in der Stadt. Beide waren, obgleich sie verschiedene Namen führten, nur zwei Straßen, und zwar die beiden Mutterstraßen, die beiden Arterien von Paris. Hier fingen alle übrigen Straßen der drei Städte an, oder endigten sich hier.

Unabhängig von diesen beiden, Paris in seiner ganzen Breite durchschneidenden Straßen, hatte die Stadt und die Universität eine jede ihre besondere große Straße, welche in der Richtung ihrer Länge, der Seine parallel lief, und die beiden andern Straßen, welche wir die Arterien von Paris genannt haben, in einem rechten Winkel durchschnitten. So ging man in der Stadt von dem Thore St. Antoine in gerader

Linie bis zum Thore St. Honoré, in der Universität von St. Victor = bis zum St. Germain's-Thore hinab.

Wie sich nun das Ganze von den Thürmen der Kirche Notre-Dame herab gesehen, im Jahre 1482 ausnahm, das wollen wir jetzt darzustellen versuchen.

Zuerst erblickte man nur eine verwirrte Masse von Dächern, Schornsteinen, Straßen, Brücken, Plätzen und Thürmen. Alles fiel dem Beschauer auf einmal in die Augen, der abgeschnittene Giebel, das spitzulaufende Dach, das auf den Mauerwinkeln schwebende Thürmchen, die Stein-Pyramide des 11ten Jahrhunderts, der Schiefer-Obelisk des 15ten, der nackte und runde Schloßthurm, der viereckige Kirchthurm, und überhaupt Thürme von allen Gestalten. Der Blick verlor sich lange Zeit in diesem Labyrinth, wo Alles seine Originalität, seine Schönheit hatte, wo Alles von Kunst zeugte, vom kleinsten Hause an mit gemalter und mit Bildhauer-Arbeit geschmückter Vorderseite, mit oben gerundeter Thür, mit überhangenden Stockwerken, bis zum königlichen Louvre, der damals eine Colonnade von Thürmen hatte. Aber nach und nach unterschied man einzelne Hauptmassen. Zuerst die Cité. Ihre Insel hat die Ge-

stalt eines im Schlamm versunkenen Schiffes. Daher kommt auch (und nicht von der Belagerung von Paris durch die Normänner) das Schiff auf dem alten Wappenschilde von Paris. Für den, welcher sie versteht, ist die Heraldik eine Algebra, eine Sprache. Die ganze Geschichte der zweiten Hälfte des Mittelalters ist in der Wappenmalerei geschrieben, wie die Geschichte der ersten Hälfte in den Symbolen der römischen Kirchen. Es sind die Hieroglyphen des Lehnswesens, welche auf die der Theokratie folgten.

Die Cité bot sich also zuerst den Augen dar mit ihrem Hintertheile nach Osten, und ihrem Vordertheile nach Westen. Nach dem Vordertheile zugewandt, hatte man eine unzählige Menge von alten Dächern vor sich, über welchen sich das mit Blei gedeckte Dach der heiligen Kapelle abrundete, wie der Rücken eines mit einem Thurme beladenen Elephanten. Hier sah man allein diesen kühnen, offenen, ausgezackten Thurm. Vor Notre-Dame endigten sich drei Straßen in den Vorhof der Kirche, einen schönen Platz mit alten Häusern. Auf der Südseite dieses Platzes sah man die runzlige und unfreundliche Fassade des Hôtels-Dieu, und sein Dach, welches mit Pusteln und

Narben bedeckt zu sein schien. Dann zur Rechten und Linken, nach Osten und Westen erhoben sich die Thürme ihrer 21 Kirchen jeden Alters, jeder Gestalt an Größe, vom niedrigen und wurmförmigen Glockenthurm von St. Denis-du-Pas (carcer Glaucini) bis zu den feinen Thurmspitzen der Kirchen St. Pierre-aux-Boeufs und St. Landry. Hinter Notre-Dame traten hervor gegen Norden das Kloster mit seinen gotischen Ruinen; gegen Süden der halbe römische Palast des Bischofs; gegen Osten die wüste Fläche des sogenannten Terrains. Endlich rechts von der heil. Kapelle gegen Westen lagerte der Gerichtspalast am Ufer des Wassers seine Thurmgruppe. Die Bäume in den Gärten des Königs, welche auf der westlichen Spitze der Cité lagen, versteckten die Fährmannsinsel. Den Strom sah man von den Thürmen der Kirche Notre-Dame herab, zu beiden Seiten der Cité nur wenig: die Seine verschwand unter den Brücken, die Brücken unter den Häusern.

Und wenn der Blick sich über die Brücken hinaus richtete, deren Dächer vor der Zeit durch die Wasserdünste mit Moos bedeckt und grün geworden waren, so war das erste Gebäude, welches links nach der Universität zu in die

Augen fiel, das kleine Châtelet, eine Anzahl dicker und niedriger Thürme am Ende des Petit-Pont; dann wenn man das Ufer von Osten nach Westen, von der Tournelle bis zum Nesle-Thurm überschaute, überblickte man nur eine lange Reihe von Häusern mit ausgeschnittenen Balken, farbigen Fenstern, mit überhängenden Stockwerken, ein unendliches Zickzack von Bürger-Giebeln, welches häufig durch die Mündung einer Straße unterbrochen wurde, und von Zeit zu Zeit durch die Vorder- oder Rückseite eines steinernen Hôtels, welches mit Höfen und Gärten, Flügeln und Corps de Logis, unter der Masse von beengten Häusern sich breit machte, wie ein vornehmer Herr unter einem Haufen von Bauern. Es standen fünf oder sechs solcher Hôtels am Ufer.

Auf dieser Seite der Seine herrschte übrigens am wenigsten Verkehr; die Schüler machten hier mehr Lärm als die Handwerker, und am Ufer war eigentlich nur von der St. Michaels-Brücke an bis zum Thurm von Nesle eine Straße. Der übrige Theil des Seine-Ufers war bald eine nackte Sandfläche, wie jenseit des Bernhardiner-Klosters, bald eine Masse von Häusern, welche mit dem Fuße im Wasser standen, wie zwischen den beiden Brücken.

Die Bleicherinnen und Wäscherinnen machten einen großen Lärm; sie riefen, sprachen, sangen vom Morgen bis an den Abend und klopfen ihre Wäsche, wie noch heutiges Tages.

Die Universität sah aus wie ein Block. Von einem Ende bis zum andern war sie ein gleichartiges, festes Ganze. Diese tausend dichten, eckigen, zusammenhängend, beinahe geometrisch construirten Dächer gewährten, von oben herab gesehen, den Anblick einer Crystallisation desselben Stoffes. Keine krumm und schief laufenden Straßen durchschnitten auf eine unregelmäßige Weise dieses Häuser-Vollwerk. Die zweiundvierzig Kollegien-Gebäude waren ziemlich gleich vertheilt. Die mannichfaltigen Spitzen dieser schönen Gebäude waren das Erzeugniß einer und derselben Kunst, wie die Dächer, welche sie überragten, und waren am Ende nur Bervielfältigungen einer und derselben geometrischen Figur. Einige schöne Paläste traten auch bisweilen hier und da malerisch hervor; das Haus Nevers, das römische Haus, das Haus Rheims, welche jetzt verschwunden sind; der Palast Cluny, welcher den Künstlern zum Troste noch da steht und dessen Thurm man vor einigen Jahren so schändlicher Weise abgenommen hat. Nahe bei Cluny, diesem

schönen, römisch gebauten Paläste mit gewölbten Bogen, waren die Bäder Julians. Auch sah man eine Menge Abteien, deren Schönheit und Größe einen ernstern Eindruck machten, welche aber nicht so schön und groß waren, als jene Paläste. Die, welche zuerst ins Auge fielen, waren die Bernhardiner Abtei mit ihren drei Thürmen; St. Genoveva, deren noch dastehender viereckiger Thurm den Verlust des übrigen Theils bedauern läßt; die Sorbonne, halb Collegium, halb Kloster, wovon noch das eine, so bewundernswürdige Schiff vorhanden ist; das schöne vierseitige Kloster der Mathuriner; sein Nachbar, das Kloster des heiligen Benedikt; die Franziscaner mit ihren drei an einander stoßenden, ungeheuren Siebeln; das Augustinerkloster, dessen zierliche Thurmspitze, nach dem Thurm Nesle von dieser Seite von Paris den zweiten hervorstehenden Punkt, von Westen an gerechnet, bildete. Die Collegien-Gebäude hielten das Mittel zwischen den Palästen und Klöstern mit ihrer geschmackvollen Würde. Es ist leider nichts mehr übrig von diesen Denkmälern, in welchen die gothische Kunst sich so zwischen Reichthum und Sparsamkeit in der Mitte hielt. Die Kirchen, welche in der Universität gleichfalls zahlreich und

glänzend waren, beherrschten das Ganze, und als eine Harmonie mehr in diesem zusammenstimmenden Ganzen sprangen sie überall aus der Giebelmasse hervor mit ihren abgestumpften, durchbrochenen Thürmen und mit ihren scharf zulaufenden Thurmspitzen. — Der Boden der Universität war bergicht. Der Genoveva-Berg bildet im Südwesten eine bedeutende Erhöhung, und die engen, verschlungenen Straßen (jezt le pays latin), welche sich nach allen Richtungen von dem Gipfel dieser Erhöhung herabzogen und sich gleichsam an einander festzuhalten schienen, gewährten, von oben herab gesehen, einen merkwürdigen Anblick. Ein fortwährendes Wogen von schwarzen Punkten, welche sich auf dem Boden durchkreuzten, flimmerte vor den Augen: das waren die Menschen, welche von oben herab aus solcher Entfernung so erschienen.

Endlich, in den Zwischenräumen der Dächer und Thürme, welche den äußersten Rand der Universität bildeten, sah man hier einmal ein Stück von einer alten Mauer, dort einen dicken, runden Thurm, oder ein Stadthor mit Zinnen: das war die Einfassung Philipp-August's. Darüber hinaus sah man die grünenden Felder, die sich dazwischen hinschlängelnden Landstraßen, an welchen entlang einzelne Häu-

fer lagen, jedoch um so spärlicher, je weiter die Straßen sich von der Stadt entfernten. Einige der Vorstädte waren schon von Bedeutung; so z. B. die Vorstadt St. Victor mit ihrer Brücke von einem Bogen über die Bièvre, mit ihrer Abtei, in welcher man die Grabchrift Ludwigs des Dicken lesen konnte; dann die Vorstadt St. Marceau, welche schon drei Kirchen und ein Kloster hatte; dann, wenn man sich von der Mühle des Gobelins links wandte, kam die Vorstadt St. Jakob mit der Kirche St. Jacques du Haut Pas, welche damals gothisch und recht hübsch war; endlich, war man im ersten Felde weggekommen über das Karthäuser Kloster, das mit dem Justiz-Palaste aus gleicher Zeit herstammte, fiel das Auge im Westen auf die drei römischen Thurmspitzen der Kirche St. Germain des Prés. Die Vorstadt St. Germain, welche schon eine große Gemeinde ausmachte, zählte funfzehn bis zwanzig Straßen; der spitzige Thurm von St. Sulpice bezeichnete einen Winkel derselben. Ganz daneben unterschied man die vierseitige Einfassung des Marktes von St. Germain, ganz an derselben Stelle, wo er noch jetzt ist; dann den Schandpfahl für den Gerichtssprengel des Abts, einen kleinen runden Thurm, mit einem bleigedeckten, keg-

förmigen Kuffage; weiter hin lagen die Ziegelhütte und die Straße du Four, welche nach dem Bannofen ¹⁾ führte. Aber was vorzüglich die Blicke auf sich zog und fesselte, war die Abtei selbst. Dieses Kloster war als Kirche und Herrschaft damals von großer Bedeutung; die Wohnung des Abts war ein Palast, worin die Bischöfe von Paris gern einmal eine Nacht zubrachten, und hatte einen Speisesaal, welchem der Baumeister das Ansehn, die Schönheit und die Einsehrse einer Kathedrale gegeben hatte. Gewiß bildete das ganze Kloster mit der geschmackvollen Kapelle der heiligen Jungfrau, mit seinen ungeheuren Gärten, seinem Fallgatter, seiner Zugbrücke, mit seiner Mauer, mit seinen Höfen, auf welchen Bewaffnete vermischet mit von Gold starrenden Chorherrn erglänzten, mit seinen drei hohen, römisch gebauten Thürmen, auf dem gothischen Abschnitte eine prächtige Figur am Horizont.

Hatte man endlich die Universität lange genug in Augenschein genommen, und wandte sich nach dem rechten Ufer hin, zur Stadt, so nahm das Schauspiel plötzlich einen andern Charakter an. Die Stadt, welche in der That

¹⁾ Bannöfen waren solche, in denen die zu einem gewissen Bezirk gehörenden Häuser backen mußten.

weit größer war als die Universität, bildete auch weit weniger Ein Ganzes. Schon beim ersten Anblick sah man sie sich theilen in mehre einzeln in die Augen fallende Massen. Zuerst, im Osten, in dem Theile der Stadt, welcher noch heutiges Tages seinen Namen von dem Morast erhält, wohin ein Camulogenus Cäsar gelockt hatte, waren mehre Paläste, welche bis ans Ufer der Seine sich erstreckten. Vier beinahe zusammenhängende Hôtels, Jouy, Sens, Barbrau und der Palast der Königin, spiegelten in der Seine ihre Schieferdächer mit schlanken Thürmchen. Diese vier Gebäude nahmen den Raum von der Straße des Nonainvières bis zur Cölestiner-Abtei ein. Einige grünliche und baufällige Häuser, welche von diesen prachtvollen Palästen fast ins Wasser hinabhängen, versteckten nicht die schönen Ecken ihrer Fassaden, ihre breiten, viereckigen Fenster mit steinernen Kreuzen, ihre gothischen, mit Statuen ausgeschmückten Hallen, die lebhaften Kanten ihrer immer schön behauenen Mauern. Hinter diesen Palästen lief nach allen Richtungen, bald gespalten, verpallisadirt und mit Ausschnitten versehen, wie eine Festung, bald hinter großen Bäumen versteckt, wie ein Karthäuser-Kloster, die ungeheure und vielgestaltige

Einfassung des bewunderungswürdigen Hôtels von St. Pol, wo der König von Frankreich Raum genug hatte, um zweiundzwanzig Prinzen, wie den Dauphin und den Herzog von Burgund mit ihren Bedienten und ihrem Gefolge prachtvoll zu beherbergen, ohne die großen Barone mitzurechnen, und den Kaiser, wenn er Paris besuchte. Wir wollen hier nur erwähnen, daß eine fürstliche Wohnung damals aus nicht weniger als elf Sälen bestand, vom Parabezimmer an bis zum Gebetzimmer, ohne die Gänge, die Bäder, Schwitzstuben und andere überflüssige Gemächer mitzurechnen, womit jede Wohnung reichlich versehen war; noch die besondern Gärten eines jeden königlichen Gastes, die Küchen, Keller, Dienstwohnungen und gemeinschaftlichen Speisesäle des Hauses; die Vorhöfe, wo zweiundzwanzig allgemeine Werkstätten waren, vom Backofen an bis zur Hofkellnerei; die Spiele aller Art, wie das Mail-, Ball- und Ringspiel; die Hühner- und Taubenhäuser, die Fischbehälter, Pferde- und Kuhställe, Menagerien, Bibliotheken, Arsenale und Gießereien. Das Alles gehörte damals zu einem königlichen Palaste, wie es der Louvre und das Hôtel St. Pol war; eine besondere Stadt in der Stadt.

Von dem Thurme, auf welchem wir stehen, erschien der Palast St. Pol, obgleich halb versteckt durch die vier großen Schlösser, von welchen wir eben redeten, noch sehr beträchtlich und wundervoll. Man unterschied ganz deutlich die drei Paläste, welche Carl V. mit dem seinigen durch lange Gallerien mit Glasmalereien und Säulenhallen geschickt verbunden hatte; das Hôtel du Petit-Muce, mit dem durchbrochenen Geländer auf dem Dache; das Hôtel des Abtes von St. Maur, welches ganz wie eine Festung ausah, mit seinem dicken Thurme, seinen Zwingern, Schießscharten, Bollwerken und mit seinem Abts-Schilde auf dem breiten Thore zwischen den Nebenbalken der Zugbrücke; das Hôtel des Grafen d'Etampes, dessen oben versfallener Schloßthurm sich wie ein Hahnenkamm ausnahm; hier und da drei bis vier alte Eichen, welche zusammen einen Büschel bildeten, wie ungeheure Blumenkohlköpfe; Schwäne auf dem Spiegel der halb im Schatten versteckt liegenden Fischweiber; eine Menge von Höfen; das Löwenhaus mit seinen niedrigen, gothischen Bogen, welche auf sächsischen Pfeilern ruhten, und den eisernen Gittern, aus welchen fortwährend das Gebrüll der Löwen erschallte; ganz im Hintergrunde des Ganzen der geschuppte

Thurm von We-Maria; zur Linken die Wohnung des Profos von Paris, an den Seiten mit vier geschmackvoll ausgeschweiften Thürmen besetzt; in der Mitte endlich das eigentlich sogenannte Hotel St. Pol mit seinen vielfachen Fagaden, seinen auf einander folgenden Ausbauten, seinen bastardartigen Auswüchsen, womit der Geschmack der Baumeister es seit zweihundert Jahren überladen hatte, mit allen seinen gewölbten Kapellen, seinen 1000 Wetterfahnen, und seinen beiden hohen, dicht neben einander stehenden Thürmen, deren kegelförmiges Dach, am Fuße mit Zinnen versehen, sich ausnahm, wie spitzige Hüte mit aufgeschlagenem Rande.

Erhob sich nun das Auge über dieses auf dem Boden ausgebreitete Amphitheater von Palästen, und übersprang in den Dächern der Stadt eine hohle Schlucht, welche den Gang der Straße St. Antoine markirte, so kam es an das Haus Angouleme, einem ungeheuren Bau aus verschiedenen Zeitperioden, unter welchem ganz neue und blendend weiße Theile waren, welche ungefähr eben zu dem Ganzen paßten, wie ein rother Flicken auf ein blaues Wamms. Jedoch erhob sich das ausgezeichnet spitz zulaufende, mit gemeißelten Dachrinnen versehene und mit Bleiplatten gedeckte Dach,



auf welchem phantastische Arabesken von vergoldetem Kupfer angebracht waren, anmuthig mitten unter den bräunlichen Ruinen des alten Gebäudes, dessen alte, dicke Thürme, wie Tonnen gewölbt, in sich selbst niedergedrückt vor Alter und von oben bis unten zerrissen waren. Dahinter erhob sich der Thurmspitzen-Wald des Schlosses des Tournelles. Selbst Chambord oder Alhambra gewährten nicht einen so magischen Anblick, als dieser Wald von spitz zulaufenden, oder glockenähnlichen Thürmen, von Schornsteinen, Wetterfahnen, von Schnecken- und Schraubengängen, von durchlöchernten Thürmchen, welche mit dem Durchschlage gemacht zu sein schienen, von Fahnen und Schnecken Thürmen, welche alle von verschiedener Gestalt, Größe und Stellung waren. Man konnte es füglich ein Riesenschachbrett mit Figuren von Stein nennen.

Rechts von den Tournelles, der mehr mit Schießcharten und Fenstern versehene, dicke Schloßthurm, die innere, aufgezogene Zugbrücke, das immer herabgelassene Fallgitter geben die Bastille zu erkennen; die schwarzen, aus den Zinnen hervorstehenden Schnäbel, welche man von Weitem für Dachtraufen halten könnte, sind Kanonen. Unter ihnen, am Fuße des furcht-

baren Gebäudes, liegt das Thor St. Antoine, wie vergraben zwischen ihren beiden Thürmen.

Jenseit der Tournelles erstreckte sich bis zur Mauer Carls V., mit reichen Abschnitten von Rasen und Blumen, ein sammetartiger Teppich von Gartenanlagen und königlichen Parks, in deren Mitte man an dem Labyrinth von Bäumen und Alleen den berühmten Garten Dädalus erkannte, welchen Ludwig XI. an Coictier geschenkt hatte. Das Observatorium dieses Doctors erhob sich über die verschlungenen Gänge des Gartens wie eine große, einzeln stehende Säule, welche ein Häuschen zum Kapitale hat. Hier hatten sich schreckliche Sterndeutergeschichten zugetragen. Hier ist jetzt der Place Royale.

Wie wir gesagt haben, so füllte das Quartier der Paläste, wovon wir dem Leser eine Idee zu geben suchten, indem wir ihm nur die hervorragendsten Gegenstände anzeigten, den Winkel aus, welchen die Mauer Carls V. mit der Seine im Osten machten. Die Mitte der Stadt nahm ein Haufen Volkshäuser ein. Hier mündeten sich die drei Brücken der Cite auf dem rechten Ufer, und Brücken bilden eher Häuser als Paläste. Diese Masse von Bürgerwohnungen, welche sich wie die Honigzellen

eines Bienenstocks an einander reihten, hatte auch ihre Schönheiten. Mit den Dächern einer Hauptstadt ist es wie mit den Wogen eines Meeres; beide sind großartig. Zuerst die Straßen; sie bildeten sich durchkreuzend und in einander verwickelnd, im Ganzen gesehen hundert allerliebste Gestalten; rings um die Hallen nahmen sie sich aus wie ein Stern mit tausend Strahlen. Die Straßen St. Denis und St. Martin mit ihren unzähligen Verzweigungen liefen neben einander hin wie zwei Bäume, deren Aeste sich verschlingen, und dann schlängelten sich krumme Straßen, wie die Straßen de la Plâterie, de la Perrerie u., durch das Ganze. Auch gab es schöne Gebäude, welche aus den verfeinerten Wogen dieses Giebel=Meeres hervorragten. An der Spitze des Pont=aur=Chaugours, hinter welchem man die Seine unter den Rädern der Müllerbrücke schäumen sah, war das Châtelet, nicht mehr römisch, wie unter Julian dem Abtrünnigen, sondern ein Thurm aus dem 13ten Jahrhundert, von einem so harten Steine, daß man mit dem Spitzhammer in drei Stunden kaum ein Loch von der Dicke einer Faust hineinschlagen konnte; da stand ferner der schöne viereckige Thurm von St. Jacques de la Boucherie, dessen Ecken sich in Bild-

hauer=Arbeit ganz abstumpften. Ferner sah man das Pfeilerhaus auf dem Greve=Platz, wovon wir dem Leser schon eine kurze Beschreibung gegeben haben; St. Gervais, welche Kirche seitdem durch ein Portal in neuem Geschmack verdorben ist; St. Méry, deren altes, gothisches Bogengewölbe sich noch dem römischen Vollbogen näherte, und St. Jean, deren prachtvolle Thurmsspitze zum Sprichworte geworden war. Dazu kamen noch zwanzig andere Denkmäler, deren Schönheiten in diesem Chaos von schwarzen, engen und tiefen Straßen fast wie vergraben waren; man denke sich noch die Ruinen der alten Einfassung Philipp Augusts hinzu, welche hier und da aus der Häusermasse hervorrugten; den Quai mit seinen tausend Buden, die Seine vom Port=au=Join bis zum For=l'Evêque mit Fahrzeugen bedeckt, und man hat ein Bild von dem, was das mittlere Trapez der Stadt im Jahre 1482 war.

Außer diesen beiden Quartieren, dem Pa=last= und dem Häuser=Quartiere, war der dritte Theil, welcher beim Anblick der Stadt sich darstellte, ein langer Gürtel von Klöstern, welcher sie beinahe in ihrem ganzen Umfange vom Osten bis zum Westen umgab, und hinter der Einfassung von Festungswerken, welche Pa=



ris einschloß, ihm eine zweite innere von Klöstern und Kapellen gab. So lag unmittelbar neben dem Park der Tournelles, zwischen der Straße St. Antoine und der alten Straße du Temple St. Catarine mit ihren großen Gartenanlagen, welche nur durch die Mauer von Paris begränzt wurden. Zwischen der alten und neuen Tempelstraße war der Tempel, eine finstere, hohe, und mitten in einem großen, eingeschlossenen Platze allein stehende Thurmmasse. Zwischen der neuen Tempelstraße und der Straße St. Martin war die Abtei St. Martin, mitten zwischen ihren Gärten liegend, eine prachtvolle Kirche, deren Thürme in Hinsicht der Stärke und des Glanzes nur denen von St. Germain-des-Prés nachstanden. Zwischen den beiden Straßen St. Martin und St. Denis erblickte man das Innere von der Trinité. Endlich, zwischen den Straßen St. Denis und Montorgueil, das Gebäude der Filles-Dieu. Zur Seite unterschied man die modrigen Dächer und die halb zerfallene Einfassung des Wunderhofes, als des einzigen profanen Ringes in dieser Kette von Klöstern.

Endlich die vierte Abtheilung, welche sich von selbst von den andern unterschied und den westlichen Winkel zwischen der Mauer und dem



Wasser stromabwärts ausfüllte, war ein neuer Knoten von Palästen, welcher sich am Fuße des Louvre bildete. Der alte Louvre Philipp Augusts, dieses abgemessene Gebäude, um dessen dicksten Mittelthurm dreiundzwanzig andere Thürme sich ringsherum anreiheten, ohne die kleinen Thürmchen mit zu zählen, erschien von weitem wie eingefaßt von den gothischen Massen des Hotels d'Alençon und Petit-Bourbon. Diese Hyder von Thürmen, mit ihren vierundzwanzig immer in die Höhe gerichteten Köpfen, mit ihren ungeheuren mit Blei und mit Schießern gedeckten Dächern, schloß auf eine überraschende Weise das Bild der Stadt im Westen.

Jenseit der Mauern drängten sich einige Vorstädte an die Thore, aber weniger zahlreich und dicht als die der Universität. Hinter der Bastille lagen ungefähr zwanzig Häuser rings um die merkwürdigen Bildhauer-Arbeiten von Croix-Taubin und um die Strebepfeiler der Abtei St. Antoine-des-Champs; dann Popincourt, gleichsam in Kornfeldern versteckt; dann la Courtille, ein freundliches Dorf; der Flecken St. Laurent, dessen Kirchthurm zu den spitzen Thürmen des Thores St. Martin zu gehören schien; die Vorstadt St. Denis, mit dem großen, von Mauern umgebenen Bezirk des Klo-

flers St. Labre; außerhalb des Thores Montmartre la Grange-Batelière, mit weißen Mauern eingefaßt, und hinter ihr der Montmartre mit seinen Kreidebergen, welcher damals fast eben so viel Kirchen als Mühlen hatte und jetzt nur noch die Mühlen behalten hat; denn die bürgerliche Gesellschaft trägt jetzt nur nach dem leiblichen Brote Verlangen. Endlich, jenseit des Louvre, sahen wir in den Auen die Vorstadt St. Honoré sich ausdehnen, welche damals schon beträchtlich groß war; dann die grünen Felder von Petite-Bretagne, und den Schweine-Markt, in dessen Mitte der schreckliche Behälter war, worin die Falsch-Münzer lebendig gesotten wurden. Zwischen la Courtille und St. Laurent bemerkte man auf der Spitze einer Anhöhe in der wüsten Ebene ein Gebäude, welches von fern einer Säulenuine ähnlich sah, welche auf ganz nackten Unterlagen stand. Jedoch war es weder ein Tempel der Minerva, noch des olympischen Jupiter; es war Montfaucon.

Das ist das Paris, welches man im Jahre 1482 von den Thürmen der Kirche Notre-Dame erblickte. Seitdem hat sich die große Stadt von Tage zu Tage verändert. Es gibt noch ein Paris aus der Zeit der Katharine von Me-



dicis, das sieht man in den Tuilerien; ein Paris Heinrichs III. im Hotel de Ville, beides Gebäude in großartigem Style; das Paris Heinrichs IV. sieht man im Place Royale; Fagaden von Backsteinen mit Ecken von Steinen und Schieferdächern, dreifarbigte Häuser; das Paris Ludwigs XIII. im Val-de-Grâce, einem eingedrückt, untersehten Bau, mit halb ovalen Gewölben; das Ganze hat in seinen Säulen etwas Bauchiges und in der Kuppel etwas Buckliges; das Paris Ludwigs XIV. im Invalidenhaus: groß, reich, vergolbet und frostig; — das Paris Ludwigs XV. in der Kirche St. Sulpice; Schnörkeleien, Bänder-Knoten, Wolken, Fadennubeln und Cichorien, Alles in Stein gebildet; — das Paris Ludwigs XVI. im Pantheon, nach der Peterskirche zu Rom schlecht copirt; das Paris der Republik in der medicinischen Schule; ein armseliger griechischer und römischer Geschmack, welcher dem Colisseum oder dem Parthenon ähnlich ist, wie die Constitution vom Jahre 3 den Gesetzen des Minoß; — das Paris Napoleons am Vendôme-Platz; dieses ist erhaben, eine Säule von Bronze aus Kanonen gebildet; endlich das Paris der Restauration, in der Börse zu sehen; eine blendend weiße Säulenhalle, die ein glattes Fries

trägt; das Ganze ist viereckig und hat zwanzig Millionen gekostet.

So bewundernswürdig das neue Paris auch erscheinen mag, so versetze man sich nur einmal in das Paris des 15ten Jahrhunderts zurück, baue es im Geiste wieder auf; sehe am Tage durch die überraschende Reihe von Thurmspizen und Kirchtürmen; man breite mitten in der ungeheuren Stadt die Seine aus mit ihren grünen und gelben Sümpfen, welche ihr ein schillerndes Ansehen geben, man zertheile sie an den Inselspizen, leite sie unter die Brückenbogen durch; man denke sich das gothische Profil dieses alten Paris unter einem blauen Horizont, lasse bei einem Winternebel die nebelartigen Umrisse darüber wogen, welche sich an seine zahllosen Schornsteine hängen, oder man tauche es in eine finstere Nacht und betrachte das sonderbare Spiel der Finsterniß und der Lichter in diesem düstern Häuser-Labyrinth, lasse einen Mondstrahl hineinfallen, welcher es unbestimmt abgrenzt und die hohen Köpfe der Thürme daraus hervortreten läßt. — Und dann vergleiche man.

Und wer ja von der alten Stadt einen Eindruck haben will, wie ihn die neue nicht gibt, der steige an dem Morgen eines hohen

Festes, wie Ostern oder Pfingsten, bei Sonnenaufgang auf einen erhabenen Punkt, von wo man die ganze Hauptstadt übersehen kann, und erwarte das Geläute der Glocken. Da sehe man bei einem vom Himmel kommenden Signale, denn die Sonne gibt es, diese 1000 Kirchen auf einmal erzittern. Zuerst sind es einzelne Schläge, welche von einer Kirche zur andern fliegen, wie wenn sich Musikanten ein Zeichen geben, daß man anfangen will. Dann plötzlich sehe man (denn in gewissen Augenblicken hat das Ohr auch seine Sehkraft) in demselben Augenblicke aus jedem Glockenthurme gleichsam eine Tonsäule oder eine Harmonie-Wolke aufsteigen. Anfänglich steigt die Schwingung jeder Glocke rein, gerade und gleichsam von den übrigen isolirt zum glänzenden Morgenhimmel empor; dann, nach und nach, vermischen sie sich mit einander und verschmelzen in ein großes Concert. Jetzt ist es nur noch eine Masse von tönenden Vibrationen, welche unaufhörlich aus den zahllosen Thürmen ausströmt. Jedoch ist dieses Ton- Meer kein Chaos. So groß und tief es sein mag, hat es doch seine Durchsichtigkeit nicht verloren: man sieht darin jede einzelne Notengruppe aus den verschiedenen Geläuten hervortreten, man kann von Thurm zu



Thurm den halb schreienden, halb brummienden Dialog verfolgen; man sieht die Octaven von einem Thurm zum andern hüpfen, man sieht sie leicht und geflügelt von der Silberglocke sich emporschwingen und gleichsam hinkend und zerbrochen von der hölzernen Glocke niedersallen; man bewundert unter ihnen die schöne Tonleiter, welche unaufhörlich von den sieben Glocken von St. Eustache auf und absteigt. Da unten ist die Abtei St. Martin, eine Sängerin mit durchdringender, hoher Stimme; hier die widrig klingende Stimme der Bastille; am andern Ende der dicke Thurm des Louvre mit seinem Baryton. Das königliche Geläute des Palais wirft unaufhörlich nach allen Seiten durchdringende Triller umher, zwischen welche in gleichzeitigem Tempo die tiefen Schläge der Sturmglocke von Notre-Dame einfallen. Mitunter hört man vielartige Töne durchklingen, welche vom dreifachen Geläute der Kirche St. Germain des Prés herkommen. Darunter in der tiefsten Tiefe des Concerts unterscheidet man ganz verworren den Gesang im Innern der Kirchen, welcher durch die zitternden Poren ihrer Gewölbe durchbricht. Gewiß, das ist eine Oper, welche verdient, gehört zu werden. Gewöhnlich ist Paris bei dem Lärm am Tage eine

redende Stadt, bei dem Geräusche der Nacht
eine Athemholende, hier ist sie die singende
Stadt. Man leihe also diesem Glocken-Tutti
sein Ohr, verbreite über das Ganze das Ge-
murmel von einer halben Million Menschen,
die ewige Klage des Flusses, das unendliche
Brausen des Windes, das tiefe und ferne
Quartett der vier Wälder, welche auf den fer-
nen Hügeln am Horizont vertheilt sind wie
ungeheure Orgel-Schränke, und dann sage man,
ob man in der Welt etwas Großartigeres und
Schöneres hat als diesen Glockenlärm, als die-
sen musikalischen Hoh-Ofen, als diese 10,000
ehernen Stimmen, welche auf einmal aus jenen
300 hohen, steinernen Flöten ertönen; als diese
Stadt, welche zum Orchester geworden, als diese
Symphonie, welche das Geräusch eines Stur-
mes darstellt.

Viertes Buch.

I.

Die guten Seelen.

Sechzehn Jahre vor dem Zeitpunkte, in welchem sich die gegenwärtige Erzählung ereignete, war an einem schönen Morgen des Sonntags Quasimodo ein lebendes Geschöpf nach der Messe niedergelegt in der Kirche Notre-Dame, links auf dem im Vorhofe angebrachten hölzernen Bette, gerade dem ungeheuren Bilde des heiligen Christoph gegenüber, welchen das in Stein ausgehauene Bild des Ritters Anton des Essarts auf den Knien liegend seit dem Jahre 1413 betrachtete, wo man es nämlich für gut fand, den Heiligen und den Gläubigen dort anzubringen. Auf diesem hölzernen Bette pflegte man die Findelkinder dem öffentlichen Mitleiden auszustellen; da nahm sie hin, wer Lust hatte. Vor dem hölzernen Bette befand sich ein kupfernes Becken für Almosen.

Das lebende Wesen, welches auf diesem



Bette am Morgen des Sonntags Quasimodo, im Jahre des Herrn 1467, lag, schien in einem hohen Grade die Neugierde der ziemlich beträchtlichen Gruppe von Menschen zu erregen, welche sich rings um das hölzerne Bett versammelt hatte. Sie bestand größtentheils nur aus Personen vom schönen Geschlechte. Es waren fast nur alte Weiber.

In der ersten Reihe und am meisten über das Bette herübergebogen bemerkte man vier Weiber, an deren grauer Cayoule (eine Art Chorrock) man errieth, daß sie zu einer geistlichen Genossenschaft gehörten. Ich sehe nicht ein, warum die Geschichte nicht die Namen dieser vier verschwiegenen und achtbaren Frauenzimmer der Nachwelt überliefern sollte. Sie hießen Agnes la Herme, Henriette la Gaultière, Gauchère la Violette, Johanne de la Tarme, alle vier Wittwen, alle vier zur Kapelle Erienne Haudri gehörig, und sie waren an diesem Morgen mit Erlaubniß ihrer Vorsteherin und den Statuten Peter d'Willy's gemäß ausgegangen, um die Predigt zu hören.

»Was ist das, Schwester?« sagte Agnes zu Gauchère, indem sie das kleine Geschöpf wahrnahm, welches schrie, und sich auf dem hölzernen Bette, von so vielen Blicken in Schrecken gesetzt, umher wand.

»Was soll noch aus uns werden,« sagte Johanne, »wenn man solche Kinder zeugt?«

»Ich verstehe mich nicht auf Kinder,« versetzte Agnes; »aber es muß eine Sünde sein, dieses nur einmal anzusehen.«

»Es ist kein Kind, Agnes.«

»Es ist ein verkrüppelter Affe,« bemerkte Gauchère.

»Es ist ein Wunder,« versetzte Henriette la Gaultière.

»Dann,« bemerkte Agnes, »ist es das dritte seit Lätare; denn vor acht Tagen ereignete sich das Wunder mit dem Spötter über die Pilgrimmé, welcher durch Unsere Liebe Frau von Aubrevilliers eine göttliche Strafe erhielt, und das war das zweite Wunder im Monate.«

»Es ist ein wahres Ungethüm, dieses sogenannte Findelkind,« erwiederte Johanne.

»Es schreit, daß es einen Cantor taub machen sollte,« fuhr Gauchère fort. — »Schweige doch, kleiner Schreihals!«

»Und noch zu behaupten, daß der Bischof von Rheims dem von Paris dieses Ungethüm zuschicke!« fügte la Gaultière hinzu und schlug in ihre Hände.

»Ich denke,« sagte Agnes la Herme,

»daß es ein Thier ist, von einem Juden mit einem Schweine erzeugt; kurz etwas Unchristliches, das man ins Wasser oder ins Feuer werfen sollte.«

»Ich hoffe wohl,« versetzte la Gaultiere, »daß Niemand einen Anspruch darauf machen wird.«

»Ach, mein Gott!« rief Agnes, »die armen Ammen im Findelhause da unten auf der Straße, dicht beim Herrn Bischof an! wenn man ihnen dies kleine Ungeheuer brächte, um es zu stillen! ich würde lieber einem Vampyr die Brust reichen.«

»Was die noch unschuldig ist, die arme la Herme!« versetzte Johanne; »Ihr seht nicht einmal, Schwester, daß dieses kleine Ungeheuer wenigstens vier Jahre alt ist, und weniger Appetit zu Eurer Brust als zu einem Bratspieße hat?«

In der That, es war kein neugebornes Kind, dieses »kleine Ungethüm« (wir würden uns selbst nicht haben enthalten können, es anders zu nennen). Es war eine kleine, eckige, sich bewegende Masse, die in einem leinenen Sack mit dem Namenszuge des Herrn Wilhelm Chartier, des damaligen Bischofs von Paris, steckte, so daß nur der Kopf hervor-



guckte. Dieser Kopf war sehr mißgestaltet; man sah daran nur einen Bald von rothen Haaren, ein Auge, einen Mund und Zähne. Das Auge weinte, der Mund schrie und die Zähne schienen nur etwas zu beißen zu fordern. Das Ganze rollte im Sacke umher, zur großen Ergözung des Hausens von Zuschauern, welcher sich unaufhörlich vergrößerte.

Dame Aloïse de Gondelaurier, eine reiche, adlige Frau, welche ein hübsches Mädchen von ungefähr sechs Jahren an der Hand führte und einen langen Schleier an dem goldnen Horne ihres Kopfsputzes herunterhängen hatte, blieb im Vorbeigehen bei dem Bette stehen und betrachtete einen Augenblick lang das unglückliche Geschöpf, während ihr reizendes kleines Mädchen, Fleur-de-Lys de Gondelaurier, ganz in Sammet und Seide gekleidet, mit ihrem hübschen Finger auf die immer an dem hölzernen Bette befindliche Aufschrift tippte, welche lautete: »Findelkinder.«

»In der That,« sagte die Dame, indem sie sich voll Abscheu wegwandte, »ich glaubte, daß man hier nur Kinder ausstellte.«

Sie drehte ihm den Rücken zu, indem sie in das Becken einen Silber-Gulden warf, welcher unter den Hüllern hell erklang, und be-

wirkte dadurch, daß die armen Weiber aus der Kapelle Etienne Haudry große Augen machten.

Einen Augenblick darauf ging der ehrwürdige und gelehrte Protonotar des Königs, Robert Mistricolle vorbei, mit einem ungeheuren Meßbuche unter dem einen, und mit seiner Frau (Dame Guillemette-la-Maireffe) am andern Arme.

»Ein Findelkind!« sagte er, nachdem er den Gegenstand untersucht hatte, »wahrscheinlich am Ufer des Phlegeton gefunden!«

»Man sieht nur ein Auge an ihm,« bemerkte Dame Guillemette: »über dem andern hat er eine Warze.«

»Es ist keine Warze,« versetzte Meister Robert Mistricolle, »es ist ein Ei, welches einen ähnlichen Teufel enthält, der wieder ein Ei mit darin eingeschlossenem Teufel hat, und so immer fort.«

»Wie könnt Ihr das wissen?« fragte seine Frau.

»Ich weiß es ganz genau,« antwortete der Protonotarius.

»Herr Protonotarius,« fragte Gauchère, »was für ein Prognostikon stellen Sie aus diesem fein sollenden Findelkinde?«

»Die größten Unglücksfälle!« antwortete Mistricolle.

»Ach, mein Gott!« sagte ein altes Weib unter den Zuhörern, »außerdem ist voriges Jahr eine große Pest gewesen, und man sagt, daß die Engländer zu Honfleur landen wollen.«

»Das wird vielleicht die Königin verhindern, wenn sie im September nach Paris kommt,« versetzte eine andere; »der Handel geht schon so schlecht!«

»Ich bin der Meinung,« rief Johanne de la Tarme, »daß es besser wäre für die Einwohner von Paris, wenn man dies kleine Herenkind auf ein brennendes Reisbündel legte als auf eine Pritsche.«

»Ein schönes brennendes Reisbündel!« fügte die Alte hinzu.

»Das wäre weit vernünftiger,« sagte Mistricolle.

Seit einigen Minuten hatte ein junger Priester dem Geschwätze der Weiber und den Aussprüchen des Protonotars zugehört. Er hatte eine ernste Gestalt, eine breite Stirn und einen tiefsinnigen Blick. Er drang schweigend durch den Haufen, untersuchte das Herenkind und streckte seine Hand darüber aus. Es war Zeit, denn alle frommen Weiber waren schon nach dem schönen brennenden Reisbündel lüstern geworden.

»Ich nehme dieses Kind an Kindesstatt an,« sagte der Priester. Er nahm es in seinen Chorrock und trug es weg. Die Umstehenden folgten ihm mit erstaunten Blicken. Kurz darauf war er verschwunden durch die rothe Pforte, welche damals aus der Kirche ins Kloster führte.

Als die erste Ueberraschung vorbei war, flüsterte Johanne de la Tarme der Gaultière ins Ohr: »Ich habe es Euch schon oft gesagt, Schwester, daß dieser junge Geistliche, Herr Claude Frollo, ein Herrenmeister ist.«

II.

Claude Frollo.

In der That, Claude Frollo war kein gewöhnlicher Mensch. Er gehörte zu einer von den Familien des Mittelstandes, welche man in der Sprache des vorigen Jahrhunderts den höhern Bürgerstand oder den niedern Udel nannte. Diese Familie hatte von den Brüdern Paquet das Lehn Tirechappe geerbt, welches vom Bischofe von Paris relevirte, und dessen 21 Häuser im 13ten Jahrhundert der Gegenstand so vieler Prozesse vor dem Official gewesen waren. Als Besitzer dieses Lehns gehörte Claude Frollo zu den Einundzwanzig Herrn, welche in Paris und seinen Vorstädten einen Lehnsbezirk besaßen.

Claude Frollo war von seinen Eltern von Kindheit an zum geistlichen Stande bestimmt worden. Man hatte ihn Latein lesen lernen, und er war dazu angehalten, die Augen niederzuschlagen und leise zu sprechen. Noch als Kind hatte ihn sein Vater in das Collegium Torchi in der Universität eingeschlossen. Hier war er herangewachsen über dem Maßbuche und dem Pericon.

Uebrigens war er ein stilles, ernstes und trübes Kind, welches eifrig studirte und schnell lernte; er machte nie Lärm in den Erholungsstunden, mischte sich gar nicht in die Bacchanalien der Straße du Fouarre, wußte kaum was dare alapas et capillos laniare hieß, und hatte gar keine Rolle in der Meuterei von 1463 gehabt, welche die Annalisten unter dem Namen: »Sechste Unruhe der Universität« beschrieben haben.

Dagegen war er fleißig in den großen und kleinen Schulen der Straße St. Jean de Beauvais. Der erste Schüler, welchen der Abt von Pierre de Val, wenn er seine Vorlesung über das kanonische Recht anfing, immer seinem Katheder gegenüber an einem Pfeiler der Schule St. Vendregesile gelehnt, bemerkte, war Claude Frollo, versehen mit seinem hörnern Schreib-

zeuge, seine Feder spitzend, auf seinem Knie schreibend, und im Winter in die Finger blasend. Der erste Zuhörer, welchen Herr Miles d'Isliers, Doctor der Rechte, jeden Montag Morgen ganz außer Athem bei Oeffnung der Thüren der Schule du Chef-St. Denis ankomen sah, war Claude Frollo. Auch konnte im Alter von sechzehn Jahren der junge angehende Geistliche in der mystischen Theologie einem Kirchenvater, in der kanonischen Theologie einem Mitgliede des Conciliums, und in der scholastischen Theologie einem Doctor der Sorbonne die Spitze bieten.

Von der Theologie warf er sich auf die Jurisprudenz, und als er diese durchstudirt hatte, auf die Medizin und die freien Künste. Im Alter von 18 Jahren hatte er alle vier Facultäten durchgemacht; er erschien als ein junger Mann, dessen einziger Lebenszweck nur das Wissen war.

Um diese Zeit war es ungefähr, als im Sommer des Jahres 1466 jene furchtbare Pest ausbrach, welche mehr als 40,000 Menschen in dem Vicomté von Paris hinwegraffte. In der Universität verbreitete sich das Gerücht, daß die Straße Tierchappe durch die Krankheit besonders verwüstet wäre. Da wohnten gerade in



der Mitte ihres Lehns die Aeltern Claude's. Der junge Student eilte ganz beunruhigt nach dem väterlichen Hause. Als er dort eintrat, waren seine Aeltern gerade den Abend vorher gestorben. Ein ganz junger Bruder, noch in den Windeln, lebte noch und schrie ganz verlassen in der Wiege. Dies war Alles, was Claude von seiner Familie übrig blieb; der Jüngling nahm das Kind unter den Arm und ging nachdenkend von dannen. Bis dahin hatte er nur in der Wissenschaft gelebt; er fing an, ins Leben einzutreten.

Diese Begebenheit war eine Krisis in Claude's Existenz. Verwaist, als der Aelteste und das Haupt seiner Familie im Alter von 19 Jahren, fühlte er sich aus den Träumereien der Schule in die wirkliche Welt zurückgerufen. Da nun, vom Mitleiden bewegt, faßte er eine leidenschaftliche Zuneigung für dieses Kind, seinen Bruder; etwas Sonderbares und Süßes für einen Menschen, welcher bis dahin nur Bücher geliebt hatte.

Diese Zuneigung verdoppelte sich in einem sonderbaren Grade; in einer so jungen Seele war es gleichsam die erste Liebe. Seit seiner Kindheit getrennt von seinen Aeltern, welche er kaum gekannt hatte, eingeschlossen und gleichsam

eingemauert zwischen seinen Büchern, bis dahin ausschließlich auf seinen Verstand achtend, welcher sich durch die Wissenschaften erweiterte, und auf seine unter gelehrten Beschäftigungen heranwachsende Einbildungskraft, hatte der arme Schüler noch nicht Zeit gehabt, den Maß zu empfinden, wo sein Herz schlug. Dieser kleine vater- und mutterlose Bruder, welcher ihm so plöblich in die Arme fiel, machte aus ihm einen neuen Menschen. Er bemerkte, daß es noch andere Dinge in der Welt gäbe, als die Speculationen der Sorbonne und die Verse Homers; daß der Mensch der Gefühle bedarf, und daß ein Leben ohne Zärtlichkeit und Liebe nur ein trockenes, freischendes und zerrissenes Räderwerk ist. Nur dachte er (denn er befand sich in dem Alter, in welchem die Täuschungen der Einbildungskraft nur durch andere Täuschungen ersetzt werden), daß die Bande des Bluts und der Familie die einzig nothwendigen wären, und daß die Liebe für einen kleinen Bruder hinreichend wäre, um ein ganzes Menschenleben auszufüllen.

Er überließ sich der Liebe zu seinem kleinen Johann mit der Leidenschaft seines tiefen und glühenden Gemüths. Dieses arme, schwache, hübsche, blonde, rothbackige und lockige Geschöpf,

diese Waise, welche wieder nur eine Waise zur Stütze hatte, bewegte sein Inneres tief; und bei dem Tieffinne, der ihm eigen war, fing er an über Johann nachzudenken mit einem unendlichen Mitleiden. Er bekümmerte sich um ihn, wie um etwas sehr Zerbrechliches und sehr Empfohlenes. Er wurde dem Kinde mehr als Bruder, er wurde ihm Mutter.

Der kleine Johann hatte seine Mutter verloren, als er noch an der Brust war; Claude gab ihm eine Amme. Außer dem Lehen von Tierchappe hatte er auch von seinem Vater das Lehen Moulin geerbt; dies war eine Mühle auf einem Hügel, nahe bei dem Schlosse Winchester (Vidètre). Hier war eine Müllerin, welche ein schönes Kind säugte, nicht weit von der Universität. Claude brachte ihr selbst seinen kleinen Johann.

Von nun an, da er eine Last zu tragen hatte, nahm er das Leben von der ernste Seite. Der Gedanke an seinen kleinen Bruder wurde nicht allein seine Erholung, sondern auch der Zweck seiner Studien. Er entschloß sich, ganz einer Zukunft sich zu weihen, für welche er vor Gott bürgen wollte, nie eine andere Gattin, ein anderes Kind zu haben, als das Glück und das Vermögen seines Bruders. Er hielt sich

daher fester als je an seinen geistlichen Beruf. Sein Verdienst, seine Gelehrsamkeit, seine Eigenschaft als unmittelbarer Vasall des Bischofs von Paris, öffneten ihm alle Pforten der Kirche. Im Alter von 20 Jahren war er durch eine besondere Dispensation des heil. Stuhls Priester, und diente als der Jüngste unter den Kaplanen der Kirche Notre-Dame an dem Altare, welcher wegen der verspäteten Messe, welche dort gehalten wird, *altare pigrorum* heißt. Indem er nun mehr als je sich in seine geliebten Bücher verguckt, welche er nur verließ, um auf ein Stündchen nach dem Mühlen-Leben zu laufen, erwarb ihm die Mischung von Gelehrsamkeit und Strenge, welche in seinem Alter so selten ist, die Achtung und Bewunderung des Klosters. Vom Kloster verbreitete sich sein Ruf als Gelehrter unter das Volk, wo er sich, wie es damals häufig der Fall war, in den Ruf eines Zauberers verwandelte.

In dem Augenblicke nun, als er am Sonntage Quasimodo von seiner Messe zurückkehrte, welche für die Verspäteten an einem besondern Altare neben der ins Schiff führenden Thür des hohen Chors, nahe bei dem Bilde der heil. Jungfrau gehalten wurde, war seine Aufmerksamkeit erweckt durch die Gruppe von alten Wei-

bern, welche sich um das Bett der Findelkinder zusammengedrängt hatte.

Er näherte sich dem unglücklichen, schon so gehafteten und bedroheten Geschöpfe. Diese Häßlichkeit und Mißgestalt, diese Verlassenheit, der Gedanke an seinen kleinen Bruder, die Idee, welche plötzlich durch seinen Kopf fuhr, daß, wenn er stürbe, sein geliebter kleiner Johann auch wohl eben so erbärmlich auf dem Brette der Findelkinder liegen könnte, alles dieses war ihm zusammen zu Herzen gegangen: eine tiefe Regung des Mitleids hatte er empfunden, und das Kind fortgetragen.

Als er das Kind aus dem Sacke herauszog, fand er es in der That äußerst häßlich. Der kleine arme Teufel hatte eine große Warze über dem linken Auge, den Kopf zwischen den Schultern, ein krummes Rückgrath, ein hervorragendes Brustbein, krumme Beine; aber er schien Lebenskraft zu haben; und obgleich es unmöglich war zu erfahren, welche Sprache er sprach, so verkündigte doch sein Geschrei Stärke und Gesundheit. Das Mitleiden Claude's wuchs bei dem Anblicke dieser Häßlichkeit; er gelobte es sich in seinem Herzen, das Kind zu erziehen aus Liebe zu seinem Bruder, damit, welche Fehler auch in der Folge der junge Johann be-

gehen möchte, ihm diese zu seinem Wohle vollbrachte Handlung der Barmherzigkeit angerechnet werden könnte. Es war eine Art von übertragenen guten Werken, welche er für seinen kleinen Bruder vollbrachte; es war ein Bündel guter Handlungen, welches er ihm im Voraus anfertigen wollte, im Fall, daß der kleine Schelm einmal mit dieser Münze zu kurz käme, welche beim Zollamte des Paradieses allein gültig ist.

Er taufte sein adoptirtes Kind, und nannte es Quasimode, mochte er nun dadurch den Tag bezeichnen wollen, an welchem er ihn gefunden hatte, oder durch diesen Namen in gewisser Beziehung das Unvollkommene und Krüppelige dieses armen Geschöpfs andeuten wollen.

III.

Immanis pecoris custos, immanior ipse.

Jetzt im Jahre 1482 war Quasimodo herangewachsen. Seit mehren Jahren schon war er Pulfant in der Kirche Notre-Dame geworden, durch Vermittelung seines Adoptiv-Vaters Claude Frollo, welcher seine Stelle als Archidiaconus von Josas seinem Lehnsherrn Ludwig von Beaumont verdankte, welcher letztere nach dem Tode Wilhelm Chartiers durch Olivier le Daim den Bischofsstab von Paris erhalten hatte.

Quasimodo war also Pulfant in Notre-Dame.

Mit der Zeit hatte sich ein inniges Band gebildet, welches den Pulfanten mit der Kirche vereinigte. Auf immer von der Welt getrennt durch das doppelte Unglück seiner unbekanntten Herkunft und seiner häßlichen Gestalt, seit seiner Kindheit in diesen doppelten, nicht zu übersteigenden Kreis gebannt, hatte sich der arme Unglückliche daran gewöhnt, jenseit der frommen Mauern, welche ihn in ihren Schatten aufgenommen hatten, nichts in der Welt zu sehen. Notre-Dame war nach und nach, je nachdem er heranwuchs und sich entwickelte, sein Ei, Nest, Haus, Vaterland und Weltall gewesen und geworden.

Es ist gewiß, daß eine Art von mystischer Uebereinstimmung zwischen diesem Geschöpfe und diesem Gebäude stattfand. Wenn er noch ganz klein in schiefen Sprüngen durch ihre finstern Bölbungen sich fortschleppte, so erschien er mit seinem menschlichen Antlitz, und seinem thierischen Gliederbau, das natürliche Kriechgeschöpf dieser feuchten und düstern Steinplatten zu sein, auf welchen der Schatten der römischen Kapitäl so viele seltsame Gestalten hervorbrachte.

Später, als er sich zum ersten Male ganz

maschinenmäßig an den Glockenstrick anhing, und die Glocke in Bewegung setzte, so machte dies auf seinen Adoptiv-Vater Claude eben den Eindruck, als ein Kind, dessen Zunge sich löst, und welches anfängt zu sprechen.

Indem er so nach und nach in der Richtung der Cathedrale sich entwickelte, da lebte und schlief, fast nie aus ihr herauskam, wurde er ihr nach und nach auch ähnlich, und machte gleichsam einen integrirenden Theil von ihr aus. Man hätte fast sagen können, daß er ihre Gestalt angenommen hätte, wie die Schnecke die Gestalt ihres Hauses annimmt. Sie war seine Wohnung, sein Loch, seine Hülle. Zwischen der alterthümlichen Kirche und ihm fand eine so tiefe instinctartige Sympathie statt, eine solche magnetische Verwandtschaft, daß er an ihr hing, wie eine Schildkröte an ihrer Schale.

Wir werden nicht nöthig haben, den Leser zu erinnern, daß er nicht im buchstäblichen Sinne die Bilder verstehe, welche wir angewandt haben, um diese besondere, symmetrische, fast unmittelbare Verbindung zu bezeichnen, welche zwischen diesem Menschen und dem Gebäude stattfand. Auch brauchen wir nicht zu sagen, wie sehr er mit dem ganzen Cathedrale vertraut war, nachdem er so lange und auß-

schließlich in ihr gewohnt hatte. Diese Wohnung gehörte ihm eigenthümlich. Sie hatte keine Tiefe, in welche Quasimodo nicht gedrungen wäre, keine Höhe, die er nicht erklettert hätte. Die Thürme, an deren äußerer Oberfläche man ihn oft umherkriechen sah, wie eine Eidechse an einer glatten Mauer; diese beiden so hohen, so drohenden und furchtbaren Zwillinge-Riesen hatten für ihn nichts Schreckendes und Schwindel-Erregendes. Wenn man sie unter seiner Hand als so leicht erklettern sah, hätte man glauben sollen, er habe sie zahm gemacht. Dadurch, daß er umhersprang, kletterte, sich ergößte mitten in den Abgründen der riesenartigen Cathedrale, war er in gewisser Hinsicht zum Affen und zur Gemse geworden, wie das calabresische Kind, welches eher schwimmt, als es läuft, und schon in seiner zarten Jugend mit dem wilden Meere spielt.

Aber nicht allein sein Körper schien sich nach der Kirche gebildet zu haben, sondern auch sein Geist. In welchem Zustande war diese Seele? Welche Form hatte sie angenommen unter dieser verwickelten Hülle, in diesem wilden Leben? Das anzugeben würde schwer halten. Quasimodo war einäugig, bucklig, hinkend geboren. Mit großer Mühe und Geduld war

Claude Frollo dahin gekommen, ihn sprechen zu lehren. Aber eine neue Unvollkommenheit hatte sich bei dem Findelkinde eingestellt. Die Glocken von Notre-Dame hatten ihm, der schon in einem Alter von 14 Jahren Pulsant war, das Trommelfell zersprengt; er war taub geworden. Die einzige Pforte, welche die Natur ihm nach der Welt hin ganz offen gelassen hatte, hatte sich plötzlich auf immer geschlossen.

Indem sie sich schloß, schnitt sie den einzigen Strahl der Freude und des Lichts ab, welcher noch in Quasimodo's Seele drang. Diese Seele versank in eine tiefe Nacht. Die Melancholie des Unglücklichen wurde vollständig und unheilbar, wie seine Häßlichkeit. Dazu kam, daß seine Taubheit ihn auch in gewisser Hinsicht stumm machte. Denn um Andern keinen Stoff zum Lachen zu geben, verdamnte er sich von dem Augenblicke an, wo er sich taub fühlte, zu einem Stillschweigen, welches er selten und dann brach, wenn er allein war. Er band gern diese Zunge, welche zu lösen Claude Frollo so viel Mühe gemacht hatte. Davon kam er nur zurück, wenn ihn die Nothwendigkeit zu reden zwang. Seine Zunge war erstarrt, ungeschickt und gleichsam wie eine Thür, deren Angeln verrostet sind.



Wenn wir jetzt versuchten, durch diese dicke und harte Rinde in die Seele Quasimodo's zu dringen; wenn wir die Tiefen dieser mißgestalteten Organisation untersuchen könnten; wenn es uns vergönnt wäre, plötzlich einen Lichtstrahl in den Hintergrund derselben fallen zu lassen: so würden wir ohne Zweifel seine unglückliche Psyche in einer elenden, verkrüppelten und zusammengeschrumpften Lage finden, wie die Gefangenen der Bleidächer zu Venedig, welche in der Mitte ihres Körpers gleichsam durchgebo-gen alt werden in einem steinernen Kasten, welcher zu niedrig und zu kurz ist.

Es ist gewiß, daß auch der Geist in einem unvollkommenen Körper sich verkrüppelt. Quasimodo empfand es kaum, daß sich in seinem Innern eine ganz nach seinem Außern geformte Seele regte. Die Eindrücke der Gegenstände erlitten eine bedeutende Strahlenbrechung, ehe sie zu seiner Seele drangen. Sein Gehirn war ein sonderbarer Mittler zwischen ihm und der Seele; die Gedanken, welche es durchkreuzten, gingen alle verdreht daraus hervor. Das Nachdenken, welches aus jener Strahlenbrechung entstand, war nothwendiger Weise ein verkehrtes und von dem gewöhnlichen Wege abweichendes.

Die erste Wirkung dieser verhängnißvollen Organisation war die, daß sie den Blick verwirrte, welchen er auf die Gegenstände um sich her warf. Er hatte davon fast keine unmittelbare Wahrnehmung. Die äußere Welt erschien ihm in einer größern Entfernung als uns.

Die zweite Wirkung seines Unglücks war, daß er boshaft wurde. Er war in der That boshaft, weil er wild war; er war wild, weil er häßlich war. In seiner Natur war eben so gut eine Logik, als in der unsrigen.

Seine so außerordentlich entwickelte Körperkraft war eine Ursache mehr zur Bosheit. *Malus puer robustus*, wie Hobbes sagt.

Uebrigens muß man ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß diese Bosheit ihm vielleicht nicht angeboren war. Von seinem ersten Auftreten unter den Menschen an, war er verachtet, beschimpft und zurückgestoßen worden. Die menschliche Rede war für ihn immer nur Spott oder Fluch gewesen. Als er heranwuchs, hatte er nur Haß um sich gefunden. Er hatte ihn aufgefaßt, und die allgemeine Schlechtigkeit angenommen. Er hatte die Waffe ergriffen, mit der man ihn verwundete.

Ueberhaupt wandte er sich nur ungern an die Menschen; seine Kirche genügte ihm. Sie

war bevölkert mit marmornen Gestalten, Königen, Heiligen und Bischöfen, welche wenigstens ihm nicht ins Gesicht lachten, und nur einen ruhigen, wohlwollenden Blick für ihn hatten. Die übrigen Statuen, die Ungeheuer und Teufel, hatten keinen Haß gegen ihn. Er war ihnen selbst zu ähnlich. Sie verspotteten eher andere Menschen. Die Heiligen waren seine Freunde und segneten ihn. Die Ungeheuer waren es ebenfalls und beschützten ihn. So hielt er lange Herzensergießungen an sie. Er brachte oft ganze Stunden vor einer dieser Statuen sitzend zu, und schwatzte mit ihr. Kam Jemand dazu, so floh er davon, wie ein Liebhaber, den man in seinem Ständchen gestört hat.

Die Cathedrale war nicht allein seine Gesellschaft, sie war für ihn das Weltall, seine ganze Natur. Er träumte von keinen andern Blumen, als von den immer blühenden Glasmalereien, von keinem andern Schatten, als dem jener steinernen Blätter, welche sich an dem Auaufe der sächsischen Kapitäler aufthaten, von keinen andern Gebirgen als den kolossalen Kirchtürmen, von keinem andern Ocean, als dem, welcher zu ihren Füßen brausste, nämlich Paris.

Was er vor allem in diesem mütterlichen

Gebäude liebte, was seine Seele erweckte, was ihre armseligen Fittige entfaltetete, und ihn mitunter glücklich machten, das waren die Glocken. Er liebte sie, liebte sie, sprach mit ihnen, verstand sie. Von der kleinsten Glocke in der Thurmspitze an bis zur größten über dem Portale waren sie alle Gegenstände seiner Zärtlichkeit. Die drei Thürme der Kirche waren für ihn gleichsam drei große Kästche, deren für ihn erzogene Vögel nur für ihn sangen. Dennoch hatten eben diese Glocken ihn taub gemacht; aber die Mütter lieben oft das Kind am meisten, welches ihnen die größten Schmerzen verursacht hat.

Freilich war ihre Stimme die einzige, welche er noch hören konnte. In dieser Beziehung war die große Glocke für ihn seine Heißgeliebte. Ihr gab er an hohen Festtagen unter dieser Familie lärmender Töchter den Vorzug. Diese große Glocke hieß Marie. Sie befand sich in dem nördlichen Thurme allein nebst ihrer Schwester Jaqueline, einer kleinern Glocke. Im zweiten Thurme waren 6 andere Glocken, und die 6 kleinsten bewohnten den dritten Thurm, nebst einer hölzernen Glocke, welche man nur vom grünen Donnerstage an bis zum Morgen vor Ostern läutete. Quasimodo hatte also 15 Glock-

ken in seinem Serail, aber die große Marie war seine Favorite.

Man kann sich keinen Begriff machen von seiner Freude an solchen Tagen, wo mit der großen Glocke geläutet wurde. In dem Augenblicke, wo ihn der Archidiaconus freigelassen hatte, stieg er die Treppe des Thurms schneller hinauf, als ein Anderer herabsteigen konnte. Er trat ganz außer Athem in die lustige Wohnung der großen Glocke; er betrachtete sie einen Augenblick lang liebevoll; dann richtete er zärtliche Worte an sie; er klopfte sie mit der Hand, wie ein gutes Pferd, das einen weiten Weg machen soll. Er beklagte sie wegen der Mühe, die sie haben sollte. Nach diesen ersten Liebkosungen rief er seinen Gehülfsen zu, welche in dem untern Stockwerke des Thurms sich befanden, daß sie anfangen sollten. Diese hingen sich an die Taue, die Spille fing an zu kreischen, und die ungeheure Metall-Kapsel bewegte sich langsam. Das erste Zusammenschlagen der Zunge und der metallenen Scheidewand ließ das hölzerne Gerüst erbeben, auf welches Quasimodo gestiegen war. Quasimodo erbebte mit der Glocke. Ha! schrie er, unsinnig auflachend. Unterdessen beschleunigte sich die Bewegung der Glocke, und je nachdem sie einen stumpfern

Winkel durchflog, öffnete sich Quasimodo's Auge immer mehr und wurde immer strahlender. Endlich fing das volle Geläute an; der ganze Thurm erzitterte; Holzwerk, Blei, Quadersteine, alles ertönte auf einmal von den Grundpfeilern an bis zur Spitze des Thurms. Quasimodo kochte; er kam, er ging; er erzitterte mit dem Thurme vom Kopf bis zu den Füßen. Die entfesselte und wüthende Glocke zeigte abwechselnd den beiden Wänden des Thurms ihren ehernen Rachen, aus welchem der donnernde Ton hervorging, welchen man vier Stunden weit hört. Quasimodo stellte sich vor diesen offenen Rachen; er warf sich nieder, und stand auf, wenn die Glocke zurückkehrte, er athmete diese betäubenden Töne ein, sah bald in den Abgrund, welcher 200 Fuß tief unter ihm gähnte, und auf die kupferne Zunge, welche von Secunde zu Secunde ihm ins Ohr heulte. Dies war die einzige Stimme, welche er hörte, der einzige Ton, welcher für ihn die allgemeine Stille unterbrach. Er weidete sich an ihr, wie der Vogel sich der Strahlen der Frühlingssonne erfreut. Plötzlich ergriff ihn die Raserei der Glocke; sein Blick wurde wilder; er erwartete die vorbeifliegende Glocke, wie die Spinne auf die Fliege lauert, und warf sich plötzlich mit dem ganzen



Körper über sie hin. So über dem Abgrund schwebend, durch die furchtbare Bewegung der Glocke hin und her geschleudert, faßte er das eiserne Ungethüm an den Ohren, umschlang sie mit seinen Knien und preßte sie mit seinen beiden Fersen, und verdoppelte mit dem ganzen Schwünge und Gewichte seines Körpers die Wuth des Geläutes. Dann bebte der Thurm, er schrie und grinsete mit den Zähnen, seine rothen Haare sträubten sich, seine Brust ging wie ein Blasebalg, sein Auge sprühete Flammen, und dann wurde aus der Glocke und Quasimodo gleichsam ein Wesen, halb Mensch, halb Glocke; eine Art von furchtbarem Astolph, auf einem wunderbaren, lebendigen Hippogryph von Erz durch die Luft geführt.

Die Gegenwart dieses seltsamen Wesens verbreitete in der ganzen Kirche eine Art von lebendigem Odem. Es schien, wenigstens nach den abergläubischen Vorstellungen der Menge, als ob von ihm eine geheime Ausströmung ausging, welche alle Steine der Kirche Notre-Dame belebte. Es war schon genug, ihn dort zu wissen, um zu sehen, wie die tausend Statuen der Gallerien und Portale lebten und sich bewegten. Und in der That erschien die Cathedral unter seinen Händen als ein gelehriges

und gehorsames Geschöpf; sie war seines Willens gewärtig, um ihre gewaltige Stimme zu erheben; sie wurde von Quasimodo wie von einem überall wirkenden Genius besessen und erfüllt. Man konnte sagen, er habe dem ungeheuern Gebäude Leben eingehaucht. Er war in der That dort überall, verdoppelte sich auf allen Punkten des Denkmals. Bald bemerkte man auf dem höchsten der Thürme einen seltsamen Zwerg, welcher kletterte, auf allen Vieren kroch, außerhalb über dem Abgrunde herabstieg, von Vorsprung zu Vorsprung hüpfte, und den Bauch einer in Stein gehauenen Gorgo durchsuchte: das war Quasimodo, welcher die Nester der Raben ausnahm. Bald stieß man in einem dunkeln Winkel der Kirche auf eine Art lebender Chimäre, welche niedergekauert und finster brütend da saß: es war Quasimodo im Nachdenken begriffen. Bald bemerkte man unter einem Thurme einen ungeheuern Kopf und ein Geschöpf von regellosen Gliedern, welches am Ende eines Strickes hing: Quasimodo war es, wenn er das Angulus läutete. Ost sah man ihn des Nachts auf dem schwachen Geländer, welches die Thürme umgibt: auch das war der Bucklige von Notre-Dame. Dann nahm, wie die Nachbarinnen sagten, die ganze Kirche etwas

Fantastisches, Uebernatürliches, Furchtbares an; Augen und Mäuler öffneten sich hier und dort; man hörte die Hunde bellen, die steinernen Ungethüme, welche Nacht und Tag mit ausgerecktem Halse und offnem Rachen rings um die Kirche wachen. Und war es eine Weihnachtsnacht, während die große Glocke die Gläubigen zur Messe bei Licht um Mitternacht zusammenrief, so hatte die düstere Fagade ein solches Aussehen, daß man hätte glauben sollen, das große Portal verschlänge die eindringenden Menschen, und die Einseckrose blicke, als das Auge derselben, auf sie hinab. Und Alles kam von Quasimodo. Aegypten hätte ihn für den Gott dieses Tempels gehalten; das Mittelalter hielt ihn für den bösen Geist desselben; er war seine Seele.

In sofern ist Notre-Dame für Diejenigen, welche wissen, daß Quasimodo gelebt hat, verlassen, leblos, ausgestorben. Man fühlt, es müsse etwas verschwunden sein. Dieser ungeheure Körper ist leer; er ist ein Skelett; der Geist hat ihn verlassen, man sieht nur den Platz, wo er gewesen ist. Es ist gleichsam ein Schädel, wo noch die Löcher für die Augen da sind, aber kein strahlender Blick.

IV.

Der Hund und sein Herr.

Dennoch gab es ein menschliches Wesen, welches von dem böshaftern Hasse ausgenommen war, den Quasimodo gegen die übrigen Menschen hegte, ein Wesen, das er eben so sehr, und vielleicht noch mehr liebte, als seine Cathedralre; dies war Claude Frollo.

Die Sache war ganz einfach. Claude Frollo hatte ihn auf- und angenommen, hatte ihn ernährt, ihn erzogen. Als kleines Kind pflegte er sich zwischen Claude Frollos Beinen zu verstecken, wenn die Hunde und die Kinder ihm nachkläfften. Claude hatte ihn sprechen, lesen, schreiben gelehrt. Claude Frollo endlich hatte ihn zum Glocken-Läuter gemacht.

Auch war Quasimodo's Erkenntlichkeit leidenschaftlich und unbegrenzt, und obgleich das Gesicht seines Adoptiv-Vaters oft finster und mürrisch, und seine Rede gewöhnlich kurz, hart, befehlend war, so hatte sich doch seine Erkenntlichkeit nie einen Augenblick verläugnet. Der Archidiaconus hatte in Quasimodo den unterwürdigsten Sklaven, den gelehrigsten Diener, die wachsamste Dogge. Als der arme Pulsant taub geworden war, hatte sich zwischen Beiden eine Zeichensprache gebildet, welche ge-

heimnißvoll war, und nur von ihnen allein verstanden wurde. So war der Archidiaconus das einzige menschliche Wesen, mit welchem Quasimodo Gemeinschaft hatte. Er stand mit der wirklichen Welt nur durch zwei Dinge in Verbindung, durch die Kirche Notre-Dame und durch Claude Frollo.

Nichts war der Herrschaft des Archidiaconus über den Pulsanten, nichts der Anhänglichkeit dieses Menschen für Jenen zu vergleichen. Es hätte nur eines Zeichens von Claude und des Gedankens bedurft, daß es ihm Freude machte, um Quasimodo dahin zu bringen, daß er sich von der Thurmspitze von Notre-Dame hinabstürzte. Es war eine merkwürdige Sache um diese ganze physische Stärke, welche bei Quasimodo zu einer so außerordentlichen Entwicklung gediehen, und durch ihn so blind zur Verfügung eines Andern gestellt war. Es lag darin allerdings kindliche Zuneigung und Ergebenheit des Dieners gegen den Herrn, aber auch Bezauberung des einen Geistes durch den andern. Es war eine elende, linkische, ungelenke Organisation, welche mit gesenktem Haupte und flehendem Blicke vor einer hohen, mächtigen und überlegenen Intelligenz da stand. Endlich, und ganz vorzüglich war es Erkenntlich-

keit; eine Erkenntlichkeit, welche bis zur äußersten Grenze getrieben war, so daß wir sie mit Nichts vergleichen können. Sie gehörte nicht der Tugend an, wovon sich unter den Menschen so schöne Beispiele finden. Wir wollen daher behaupten, daß nie irgend ein Hund, oder ein Pferd, oder ein Elephant seinen Herrn so geliebt hat, wie Quasimodo den Archidiaconus liebte.

V.

Fortsetzung von Claude Frollo.

Im Jahre 1482 war Quasimodo ungefähr 20 Jahr alt, Claude Frollo ungefähr 36. Der Eine war groß, der Andere alt geworden.

Claude Frollo war nicht mehr der einfache Schüler des Collegiums Torchi; der zärtliche Beschützer eines kleinen Kindes; der jugendliche, träumerische Philosoph, welcher viele Dinge wußte, und viele wieder nicht kannte. Es war ein strenger, würdevoller, mürrischer Priester, ein Seelenhirte, der Herr Archidiaconus von Soas, der zweite Acoluth des Bischofs, und hatte die beiden Decanate Montlhérit und Chateaufort mit 174 Land-Pfarren zu beaufsichtigen. Er war eine imponirende und düstere Person, vor welcher die Chorknaben im Chor-



hemde und im Säckchen, so wie die Kirchensänger, die Brüder vom Orden des heiligen Augustin, die angehenden Geistlichen der Frühmesse in Notre-Dame zitterten, wenn er langsam unter dem hohen gothischen Bogen des Chors vorüberging, majestätisch, nachdenkend, mit übereinander geschlagenen Armen, und den Kopf so tief auf die Brust gesenkt, daß man von seinem Gesichte nur die große, kahle Stirn sah.

Don Claude Frollo hatte übrigens weder seine Wissenschaften, noch die Erziehung seines jüngern Bruders aufgegeben, diese beiden Hauptbeschäftigungen seines Lebens. Aber mit der Zeit hatte sich in diese so angenehmen Angelegenheiten etwas Bitteres hineingemischt. Auf die Länge wird, wie Paulus Diaconus sagt, selbst der beste Speck ranzig. Der kleine Johann Frollo, mit dem Beinamen du Moulin, wegen des Ortes, wo er aufgezogen war, war nicht in der Richtung herangewachsen, welche ihm Claude gern gegeben hätte. Der große Bruder rechnete auf einen frommen, gelehrigen, gelehrten und ehrenfesten Zögling. Dem kleinen Bruder ging es wie den jungen Bäumen, welche trotz aller Anstrengung des Gärtners nach der Seite hinwachsen, wo sie der Luft und

der Sonne zugänglich sind; er wuchs und trieb nur wuchernde Zweige nach der Seite der Faulheit, der Unwissenheit und der Ausschweifungen. Er war ein wahrer ausgearteter Teufel, was dem Don Claude die Augenbraunen zusammenzog; aber sehr drollig und gewandt, was dem ältern Bruder oft ein Lächeln abnöthigte. Claude hatte ihn demselben Collegium Torchi anvertraut, wo er seine ersten Jahre im Studiren und im Sammeln des Gemüthes verlebt hatte; und es war ihm schmerzlich, daß das Heiligthum, welches ehemals von dem Namen Frollo so erbaut war, jetzt daran so viel Anstoß finden mußte. Er hielt bisweilen dem kleinen Johann ernste und lange Predigten, welche dieser standhaft aushielt. Bei allem diesem hatte der kleine Taugenichts ein gutes Herz, wie man es in allen Lustspielen sehen kann. Aber war die Predigt überstanden, so schlug er ganz geruhig den Weg seiner frühern Fehler und Unbesonnenheiten wieder ein. Bald war es ein neuer Ankömmling auf der Universität (bejaune hieß ein solcher), den er zum Willkommen zerzaust hatte. Bald hatte er eine Bande Schüler in Bewegung gesetzt, welche sich auf klassische Weise, quasi classico excitati, in eine Kneipe geworfen, dann den Wirth durchgeprü-

gelt, das Haus geplündert, und sogar die Weinfässer im Keller eingeschlagen hatten. Und dann gab es einen schönen lateinischen Bericht, welchen der Submonitor von Torchi mit kläglichlicher Miene an Don Claude übergab, mit der schmerzlichen Bemerkung: *Rixa; prima causa vinum optimum potatum.* Endlich sagte man, was für ein Kind von 16 Jahren schrecklich war, daß seine Abwege ihn sogar oft in die Straße Glatigny führten.

Claude, dadurch in seiner Neigung zu Menschen gestört und entmuthigt, hatte sich mit desto größerem Eifer in die Arme der Wissenschaft geworfen; diese Schwester, welche uns wenigstens nicht ins Gesicht lacht, und uns immer, wenn gleich oft mit hohler Münze, die Sorgfalt bezahlt, welche wir ihr gewidmet haben. Er wurde daher immer gelehrter, und zu gleicher Zeit durch eine natürliche Folge als Priester immer strenger, als Mensch immer trübsinniger. So finden sich bei einem jeden Menschen Parallellismen zwischen seiner Verstandesbildung, seinen Sitten und seinem Charakter, welche sich ohne Unterbrechung entwickeln, und nur bei großen Störungen des Lebens unterbrochen werden.

Da Claude Frollo von seiner Jugend an

beinahe den ganzen Kreis der menschlichen, positiven, äußern und erlaubten Kenntnisse durchlaufen hatte, so mußte er, wenn er nicht stehen bleiben wollte, *ubi desuit orbis*, noch weiter gehen, und für die unersättliche Thätigkeit seines Geistes andere Nahrung suchen. Das alte Sinnbild der Schlange, welche sich in den Schwanz beißt, paßt vorzüglich auf die Wissenschaft. Claude scheint dies empfunden zu haben. Mehrere wichtige Personen versichern es, daß nachdem er das *fas* des menschlichen Wissens erschöpft hatte, er es wagte, in das *nefas* einzudringen. Er hatte, wie man behauptete, nach und nach alle Früchte vom Baume der Erkenntniß gekostet, und sei es aus Hunger oder aus Ueberdruß, endlich hatte er auch in die verbotene Frucht hineingebissen. Er hatte abwechselnd, wie unsere Leser gesehen haben, bei den Conferenzen der Theologen in der Sorbonne, bei den Versammlungen der Philosophen an der Bildsäule des heil. Hilarius, bei den Disputationen der Decretisten an der Bildsäule des heil. Martin, bei den Zusammenkünften der Mediciner beim Weibkessel von Notre-Dame, *ad cupam nostrae dominae*, seinen Platz eingenommen. Alle die erlaubten und approbirten Speisen, welche diese vier großen Küchen, die



vier Facultäten genannt, dem menschlichen Verstande darbielten konnten, hatte er verschlungen, und er war ihrer überdrüssig geworden, ehe sein Hunger gestillt war. Darauf war er weiter und tiefer vorgebrungen, über dieses endliche, materielle, begränzte Wissen hinaus; er hatte vielleicht seine Seele auß Spiel gesetzt, und hatte Platz genommen an jener geheimnißvollen Tafel der Alchymisten und Astrologen, an deren äußerstem Ende im Mittelalter Averroes, Wilhelm von Paris und Nicolaus Flamel saßen, und welche bis in den Orient reicht, zu dem Scheine des siebenarmigen Leuchters ¹⁾, bis zu Salomo, Pythagoras und Zoroaster.

Das vermuthete man wenigstens, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht.

Gewiß ist, daß der Archidiaconus fleißig den Kirchhof Saints-Innocens besuchte, wo freilich sein Vater und seine Mutter nebst andern Opfern der Pest vom Jahre 1666 begraben lagen; aber er schien weit weniger andächtig zu sein am Kreuze ihres Grabes, als bei den seltsamen Figuren, mit welchen das Grab Nicolaus Flamels und Claude Prenello's, dicht neben jenem, versehen war.

¹⁾ Auch in der Offenbarung Johannis fanden die Alchymisten und Astrologen reichliche Nahrung für ihre wahnfinnigen Träumereien.

So viel ist ferner gewiß, daß man ihn oft die Straße des Lombards hatte entlang gehen und verstoßner Weise eintreten sehen in ein Häuschen, welches die Ecke der Schreiberstraße und der Straße Marivaur bildete. Dieses Haus hatte Nicolaus Flamel bauen lassen und war um 1417 darin gestorben. Seit jener Zeit unbewohnt fing es jetzt nach gerade an zu verfallen: so sehr hatten die Goldmacher aus allen Ländern die Mauern beschädigt, indem sie bloß ihre Namen eingruben. Ja, einige Nachbarn versicherten, einmal durch ein Kellerloch den Archidiaconus Claude gesehen zu haben, wie er die Erde umgrub in den beiden Kellern, deren Zwischenpfeiler Nicolaus Flamel eigenhändig mit zahllosen Versen und Hieroglyphen beschrieben hatte. Man glaubte, daß Nicolaus Flamel in diesen Kellern den Stein der Weisen vergraben hätte; und zwei Jahrhunderte hindurch haben die Alchymisten nicht aufgehört, den Boden derselben zu durchwühlen, bis das Haus endlich in Trümmer fiel.

Auch das ist ausgemacht, daß den Archidiaconus eine ganz besondere Leidenschaft für das symbolreiche Portal von Notre-Dame ergriffen hatte, für diese in Stein geschriebene Seite aus dem Zauberbuche, deren Schöpfer, der Bischof Wil-

helm von Paris, ohne Zweifel ewig verdammt ist, weil er ein so höllisches Titelblatt dem heiligen Gedichte gegeben hat, welches der übrige Theil des Gebäudes ewig singen wird. Auch glaubte man, daß der Archidiaconus Claude den Coloss des heil. Christoph, und jene lange räthselhafte Statue gründlich untersucht habe, welche damals am Eingange des Vorhofs stand, und welche das Volk spottweise Monsieur Legris nannte. Aber was Jedermann hatte bemerken können, das waren die zahllosen Stunden, welche er sitzend auf der Brustmauer des Vorhofs zubrachte, um die Bildhauerarbeiten des Portals zu betrachten, indem er bald die thörichten Jungfrauen mit ihren verlöschten, und die klugen Jungfrauen mit ihren brennenden Lampen untersuchte; oder indem er den Augenwinkel des Raben berechnete, welcher links an das Portal gränzend, in die Kirche hinein nach einem Punkt siehet, wo der Stein der Weisen sicherlich verborgen ist, wenn er nicht in Flamels Keller liegt. Es war, im Vorbeigehen sei es gesagt, ein ganz. besonderes Schicksal für die Kirche Notre-Dame, daß sie auf so verschiedene Art in dieser Zeit, und mit so viel Andacht von zwei so unähnlichen Wesen, als Claude und Quasimodo waren, geliebt wurde; geliebt

von dem Einen, einem wilden, durch den Instinkt geleiteten wilden Halbmenschen, wegen ihrer Schönheit, ihrer Bauart, wegen der Harmonie ihres magischen Ganzen; geliebt von dem Andern, einem gelehrten, leidenschaftlichen Phantasiemenschen, wegen ihrer Bedeutung, wegen ihres Mythos, wegen des geheimnißvollen Sinnes, den sie enthält, wegen der unter den Bildhauer = Arbeiten ihrer Fagade versteckt liegenden Symbole, gleich dem Urtexte, der in einem Codex palimpsestus ²⁾ unter dem darüber geschriebenen zweiten Text verborgen liegt; mit einem Worte, wegen des Räthsels, das sie ewig dem menschlichen Verstande zu rathen aufgibt.

Endlich war es bekannt, daß der Archidiaconus sich auf demjenigen der beiden Thürme, welcher nach dem Greve-Platze zuliegt, dicht neben der Glockenstube eine kleine geheime Zelle zurecht gemacht hatte, in welche Niemand, nicht einmal der Bischof, wie man sagte, ohne seine Erlaubniß eintreten durfte. Diese Zelle war vor Zeiten beinahe in der Spitze des Thurms, unter den Rabennestern, vom Bischof

²⁾ Codices palimpsesti heißen diejenigen alten Handschriften, in welchen über den gewöhnlich klassischen Urtext von den unwissenden Mönchen ein zweiter Text geschrieben ist.

Hugo von Besançon (Hugo de Bisurcio, 1326 bis 1332) angelegt, welcher dort zu seiner Zeit seine Schandthaten heimlich ausübte. Was diese Zelle enthielt, wußte Niemand; aber man hatte oft von den Sandufern des Terrains aus in einer kleinen Dachlücke, welche sie an der hintern Seite des Thurms hatte, in kurzen und gleichen Zwischenzeiten einen rothen, mitunter nachlassenden, seltsamen Schein bemerkt, welcher auf das Anhauchen mit einem Blasebalge zu erfolgen, und mehr von einer Flamme, als von einem Lichte herzurühren schien. In der Dunkelheit, in dieser Höhe, machte dieses allerdings einen sonderbaren Eindruck, und die alten Weiber sagten zu einander: »Da facht der Archidiaconus das Feuer an! da oben prasselt die Hölle!«

In allem diesem lagen freilich keine großen Beweise von Hexerei, aber es war denn doch gerade Rauch genug, um ein Feuer dahinter zu suchen, und der Archidiaconus trug einen furchtbaren Ruf davon. Dennoch müssen wir es sagen, daß die sogenannten ägyptischen Künste, die Nekromantie, die Magie, selbst die weiseste und unschuldigste, keinen erbittertern Feind, keinen unbarmherzigern Angeber vor dem Officiale von Notre-Dame hatte, als ge-

rade unsern Glaube. Mochte es aufrichtiger Abscheu oder das verstellte Geschrei des Räubers sein, welcher »Diebe!« ruft, dies verhinderte es nicht, daß nicht der Archidiaconus von den gelehrten Häuptern des Kapitels für eine Seele gehalten wurde, welche sich im Vorhofe der Hölle herumtrieb, welche in der Finsterniß geheimer Wissenschaften umhertappte. Das Volk ließ sich die Meinung noch weniger nehmen: wer nur ein Bißchen Scharfsinn hatte, bei dem galt Quasimodo für den Teufel, Glaube Frollo für den Hexenmeister. Es lag am Tage, daß der Pulsant dem Archidiaconus während einer festgesetzten Zeit dienen mußte, nach deren Verlauf er seine Seele als Zahlung davon tragen würde. Auch stand der Archidiaconus, ungeachtet seines übermäßig strengen Lebenswandels, bei den frommen Seelen in üblem Geruche, und es gab keine so unerfahrene Beteschwester, deren Nase nicht etwas von Zauberei an ihm gewittert hätte.

Und hatten sich bei zunehmendem Alter in seinem Wissen Abgründe geöffnet, so war dies ebenfalls in seinem Herzen der Fall. Wenigstens hatte man Grund, es zu glauben, wenn man diese Gestalt untersuchte, auf welcher man nur durch eine düstere Wolke seine Seele durch-

schimmern sah. Woher hatte er diese breite, kahle Stirn, diesen immer niederhängenden Kopf, diese immer von Seufzern geschwellte Brust? Welcher geheime Gedanke ließ seinen Mund mit so vieler Bitterkeit lächeln? in demselben Augenblicke, wo seine zusammengezogenen Augenbraunen sich einander näherten, wie zwei Stiere, welche mit einander kämpfen wollen. Warum wurden seine übrigen Haare schon grau? Was war das für ein inneres Feuer, welches bisweilen in seinem Blicke hervorbrach, so daß sein Auge einem in die Wand einer glühenden Esse gebohrten Loche ähnlich war?

Diese Kennzeichen eines gewaltsamen moralischen Vorurtheils hatten vorzüglich in der Periode, in welcher sich die gegenwärtige Geschichte zutrug, einen hohen Grad von Stärke erreicht. Mehr als einmal war ein Chorknabe vor Schrecken davon gelaufen, wenn er sich allein mit ihm in der Kirche befunden hatte, so seltsam und schrecklich war sein Blick. Mehr als einmal hatte auf dem Chore sein Nachbar in der Stunde des Gottesdienstes ihn unter dem vollstimmigen Gesange unverständliche Zwischenfälle anbringen hören. Mehr als einmal hatte die Wäscherin vom Terrain, welche die Wäsche

des Kapitels zu besorgen hatte, nicht ohne Entsetzen Spuren von Nägeln in dem Chorhemde des Herrn Archidiaconus von Tosas wahrgenommen.

Uebrigens verdoppelte er seine Strenge und hatte niemals ein musterhafteres Leben geführt. Wegen seines Standes, sowie wegen seines Charakters hatte er sich immer vom weiblichen Geschlechte fern gehalten; er schien es mehr als jemals zu hassen. Das bloße Knitern eines seidnen Weiberocks machte, daß er seine Kapuze über die Augen zog. Er war in diesem Punkte so eifersüchtig auf Strenge und Zurückhaltung, daß, als die Prinzessin von Beaujeu, die Tochter des Königs, im December des Jahres 1481 das Kloster Notre-Dame besuchte, er sich ihrem Eintritte mit Nachdruck widersetzte, und den Bischof an das Statut des schwarzen Buchs, datirt vom Vorabend des Bartholomäustages 1334, erinnerte, welches jeder Weibsperson, sie mochte alt oder jung, Dienerin oder Herrin sein, den Zutritt zum Kloster untersagte. Darauf mußte ihm der Bischof die Ordonnanz des Legaten Ddo citiren, welche gewisse Damen von Stande zur Ausnahme rechnet, *aliquae magnates mulieres, quae sine scandalo evitari non possunt.* Und



dennoch protestirte der Archidiaconus dagegen, indem er einwarf, daß die Ordonnanz des Legaten vom Jahre 1207 siebenundzwanzig Jahre älter wäre als das schwarze Buch und folglich durch letzteres abrogirt wäre. Auch hatte er sich geweigert, vor der Prinzessin zu erscheinen.

Man bemerkte außerdem noch, daß sein Abscheu gegen die Aegypterinnen und Zigeuner sich seit einiger Zeit zu verdoppeln schien. Er hatte beim Bischof um ein Edikt nachgesucht, welches ausdrücklich den Zigeunerinnen verbieten sollte, auf dem Vorhofe der Kirche zu tanzen und das Tambourin zu schlagen, und er durchwühlte seit derselben Zeit die vermoderten Acten des Officials, um alle Fälle zu sammeln, wo Hexenmeister und Hexen zum Feuertode oder zum Galgen verurtheilt waren.

Ende des ersten Bandes.

DL 3724

(1-3)

ULB Halle

3

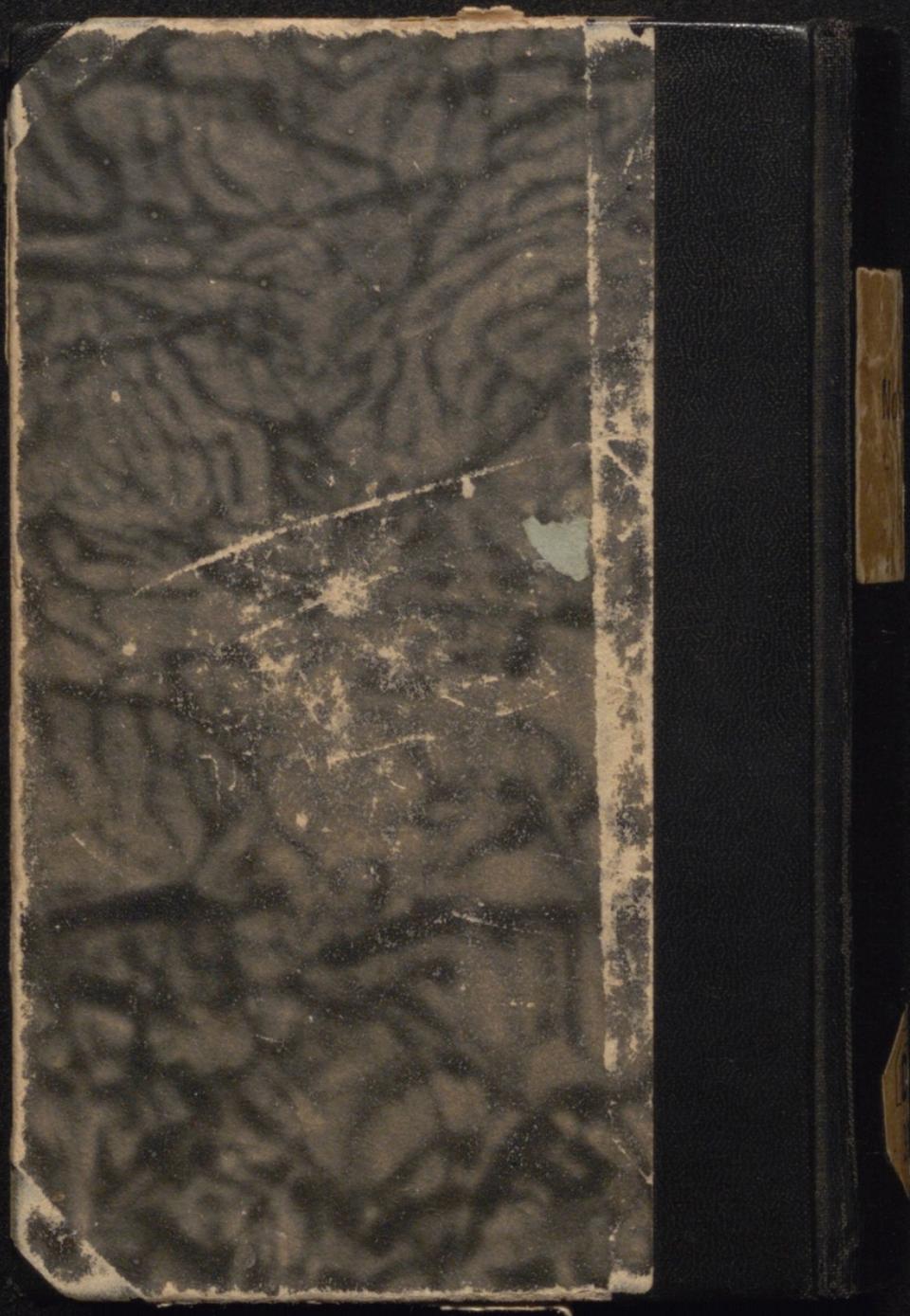
003 749 55X



Sb.

Paul Friedrich
Buchbindermeister
Merseburg
Wilh.-Liebknecht-Str. 8





Die
Kirche Notre-Dame
zu Paris.

Historisch-romantische Erzählung
von
Victor Hugo.

Nach
der vierten französischen Original-Ausgabe übersetzt
von
Theodor Weis.

Erster Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1831.

